

Silke Meinert

Aufgebrochene Wirklichkeit

Bilder aus der palliativen Kunsttherapie



Inhalt

Einführend

Der Tod als integrativer Bestandteil des Lebens	5
Das göttliche Selbst	8
Poesie als Urreligion	10
Die Sprache des sterbenden Menschen	11
Symbole des Abschieds	13
Vom (Selbst)Erleben im Abschiednehmen	16
Ausdrucksformen der Trauer	17

Ergänzend

Eine kleine Rezeptionshilfe - Wie nähere ich mich den in diesem Band gezeigten Bildern? Kunst als subjektive Erfahrung	23
	24

Bilder

Angekommen bei sich selbst - Bild I	26
Im Wandel - Bild II	28
Über den Wassern	30
Heil sein inmitten des Unheils	32
Der blaue (Seelen)Vogel	34
Kastanienzeit - Bild I	36
Der gelbe Vogel - Bild II	38
Unser Schrebergarten	40
Auf hoher See - Bild I	42
Bild meines Lebens - Bild II	44
Erfahrung einer Begleitung	46
Geburt des Elefanten	48
Der Baum	50
Die Sterbende	52
Morgenröte	54
Lineaturen	56
Treibgut	58
Eine Begegnung	60
Blick in den See	62
Mein Sterben	64

Literatur	66
-----------	----

Einführend

Wir werden die Lebensgesetze nicht wirklich aufheben und so endet das Leben nun einmal irgendwann mit dem Tod. Langsam im Gleichklang der Reifung vom Anbeginn des Lebens bis hin zu seiner Fülle, eben einer natürlichen Ermüdung des eigenen Organismus zum Tode hin. Wie Blumen, deren Knospen leise erblühen und dann wie in einem letzten stummen Aufschrei das Leben feiernd in ihrer ausgebreiteten Schönheit dann sehr bald welken und sterben.

Der Tod als integrativer Bestandteil des Lebens

„Der Himmel im Herzen des Menschen ist das Jenseits in dieser Welt“ Konrad Pfaff

Das diesem Kapitel vorangestellte Motto spricht wesentlich an, worum es bei unseren Überlegungen zum Tod und der Frage „Was geschieht mir im Sterben?“ gehen kann.

Es gilt, die Distanz der Erwartung zu verringern, wenn wir sie auch nicht tatsächlich eigenmächtig aufzuheben vermögen. Wir wissen nicht, was Ewigkeit, das Jenseits, Himmel, gar Hölle wirklich sind. Wir Menschen sind so angelegt, dass wir allein aus der Erfahrung lernen und Jenseitserfahrungen haben wir nicht, wenn wir auch von Nahtoderlebnissen hörten oder sie dem ein oder anderen möglicherweise ansatzweise widerfahren. Der Himmel scheint uns in unserer Vorstellung in der Regel ein Ort zu sein, in den wir erst nach dem Tode gelangen, der eher als fern von uns empfunden wird. Auch, wenn die Mystiker aller Kulturen es bereits anders beschrieben und Innenerfahrungen machten, die den Himmel diesseitig ins eigene Herz transportierten, so leben wir allgemein Zeit unseres Lebens in diesem Sinne doch eher ahnungslos und himmelfern.

Was jedoch tatsächlich erlebbar ist, ist das, was wir Menschen zur Gestalt bringen, unsere Gefühlsvielfalt, welche uns den Himmel im eigenen Herzen erschließen mag im gegenwärtigen Wahrnehmen. Einen anderen Himmel als diesen Selbsthimmel kennen wir nicht und dieser ist oft umschattet von Ängsten, Sorgen und Verzweiflung besonders, wenn wir uns als krisenhaft erlebten. Der Himmel ist bereits immanent im Menschen angelegt und zeigt in seinem Selbstaussdruck den Schimmer der Abendröte, der wir entgegengehen, wenn wir Abschied nehmen aus dieser Welt. So ist das Jenseits bereits als Spur inmitten des Lebens gegenwärtig angelegt.

Der kleine 6-jährige Argentinier Flavio, der in kindlicher Weisheit von einer Spiritualität des Wissens um die göttlichen Dinge in dieser Welt erfüllt war und dessen Zeichnungen und Gedanken hierzu in einem Buch veröffentlicht wurden, dachte zur Fragestellung des Todes folgendes:

*„Einige glauben, dass mit dem Tode alles vorbei ist. Es stimmt, dass beim Tod des Menschen der physische Körper aufhört, aber nicht der ganze Mensch stirbt, die Seele geht zu Gott. Man kann ein bisschen Angst bekommen, weil es ein großer Wechsel ist, wenn man das Körperliche hinter sich lässt, aber es ist so, wie wenn man einen Schuljahrgang absolviert hat, und dann lernt man weiter in der nächsten Klasse oder einer höheren Schule. **Der Tod ist nicht das Ende des Lebens, das Leben geht weiter auf eine andere Art, wir sind immer ein Teil des Lebens, das von Gott kommt und zu ihm zurückkehrt.**“ (Flavio Cabobianco, *Ich komm´aus der Sonne*, Seeton 1994, S. 36)*

Den Tod, das eigene Sterben haben wir nie gelernt und doch begegnen wir gelegentlich seinem Atemhauch im Ausdruck bald sterben werdender Menschen.

Der eigene Himmel rückt uns näher in den Bildern, die Menschen malten, die mit ihrem baldigen Tod unausweichlich konfrontiert waren und deren letzte Bilder zu ihrem Nachlass an uns wurden. So kommt dieser Selbst-Himmel auf eine würdige und uns doch nicht ängstigenden Weise nahe. Zum Wunder des Lebens, tritt das Wunder des Sterbens, mit einer Ahnung möglich gehaltener Schönheit der anderen Seite, einer Erfahrung von Schönheit, die sich erst aus unseren Ängsten und einer inneren Not herausbilden konnte. Bildhaft liegt jetzt vor Augen, was sich vielleicht erst im Todeserlebnis selbst in seiner Fülle vollenden wird. Zu diesem Erleben von Erfahrungsschönheit ist der sterbende Mensch fähig, wo Generationen zuvor sich durch Erfahrungsferne und ein

Gottesbild der Furcht noch als zutiefst unwürdig empfanden und eher die Hölle für sich befürchteten.

Dieser Bildband wurde zusammengestellt aus Zeichnungen palliativer Patienten, die in ihre letzte Lebensphase eingetreten waren, als sie diese Bilder malten und zum Ausdruck brachten, was sie in dieser Zeit des Abschiednehmens bewegte. Dann gibt es andererseits bewegende Bilder der Trauer, hier zum Beispiel des Abschiednehmens von der Lebenspartnerin.

Es entstanden Bildwerke, die hinausweisen über eine rein subjektive Trauerverarbeitung der einzelnen Malerin oder des Malers. Es entstanden Bilder, die in ihrer Allgemeingültigkeit jeden Menschen betreffen können, wenn wir davon ausgehen, dass ein jedem inmitten seines Lebens auf die eine oder andere Weise der Tod begegnet oder begegnen wird, spätestens ganz sicher im eigenen Sterben.

Der Verleger Hubert Burda erwähnte seinerzeit in einem Interview, anlässlich seines 75-jährigen Geburtstages, sich auf das Sterben vorzubereiten, indem er es lernen wolle: **„Das ist die einzige Weisheit, die man im Leben erreichen kann. (...) Ich fülle mich mit Bildern und Poesie auf, um Proviant für das andere Ufer zu haben.“** (WAZ 07.02.2015)

Wir dürfen uns von diesen letzten Bildern eines Menschen vor seinem baldigen Tod bewegen, erschüttern und inmitten unseres Lebens mit dessen Jenseitsatem berühren lassen.

So erleben wir das Einzelschicksal eines Menschen und sein unausweichliches Sterben, sinnvoll eingebettet in ein großes kosmogonisches Gesamtgeschehen, welches alle Lebewesen vereint, da alle irgendwann eines Tages mit dem Tod ebenso unausweichlich konfrontiert werden. Unser betrauerter Toten gingen uns im Verhältnis zur Ewigkeit lediglich einen kleinen Schritt voraus.

„Während die einen wider Unbillen des Daseins Aktivitäten starten, gewinnen die Toten einen Vorsprung auf die Ewigkeit hin.“ (Konrad Pfaff, *Trauer, Anklage, Zorn, Aachen 2006, S.8*)

Wie können wir einem Menschen geistig näher sein, als in der Fühlkraft seiner Ausdrucksspuren, bevor er ganz sicher fort geht in Form seiner einzig uns vertrauten physischen Präsenz, die so nun nie wieder, weder für ihn noch für uns auf Erden existieren wird.

Da erscheint mir in den Bildern etwas mir Fremdes, geradezu unwirklich Fiktives, eine neue Wirklichkeit, neue Gefühlserfahrungen, die ich wahrnehme. So etwas wie Wehmut liegt spürbar über den Bildwerken mit einer für mich nachzuempfindenden Endgültigkeit und gleichzeitigem Offenwerden für etwas Neues, noch Kommendes. Die bisherige Wirklichkeit mit ihrer scheinbar so konkret fassbaren Realität erscheint nun gebrochen oder beschädigt. Das alte gewohnte Leben bricht weg und ist nicht mehr und das Neue zu Erwartende ist noch nicht gegenwärtig, bleibt noch unbekannt und verborgen. So findet eine Umkehr des Bewusstseins statt: Die bisherige Wirklichkeit wird mehr und mehr zur irrealen Fiktion des Vergangenen oder Vergehenden, während das Fiktive, mit seinen poetischen Inhalten mehr und mehr Realcharakter gewinnt und nun zu einer neuen, wesentlich erfahrbaren Wirklichkeit wird, die allein das eigene Bild sichtbar zu transportieren scheint.

Mit diesen oft schockartig erlebten Geschehnissen, plötzlich mit dem eigenen Tod konfrontiert zu sein, stellt für den einzelnen, bisher mitten in seinem Alltag stehenden Menschen in der Regel eine große Überforderung dar. Doch hilft uns der eigene ästhetische Ausdruck, diesem prozess-

haften Ereignis des eigenen Sterbens nahe zu kommen und anzunehmen, indem wir der innewohnenden Weisheit der eigenen Seele vertrauend uns in diesem Niemandsland tragen lassen.

Ganz ist der auf diese Weise Malende in seinen eigenen Ausdruckswerken enthalten und doch auch auf geheimnisvolle Weise wieder in ihnen verborgen. Ein ästhetisch gelungenes Bild stellt niemals bloß, sondern lässt bisher Unsichtbares hervortreten und lädt den Betrachter zum aktiven Dialog und zur Teilhabe an diesem sichtbar gewordenen Wandel der Wirklichkeit ein. Ich lerne ein solches Trauer- oder Abschiedsgeschehen bildhaft verstehen, indem ich es subjektiv zu mir selbst in Beziehung setze.

*„Wenn man einmal den Fuß auf die andere Seite gestellt hat,
und man kann dennoch zurückkehren,
wird man nie wieder wie früher auftreten,
und langsam wird man von dieser Seite die andere Seite betreten.
Das Lernen
verwandelt sich in das Gelernte,
das ganze Lernen,
das sich danach nicht damit abfindet,
dass alles Weitere,
vor allem die Liebe,
nicht dasselbe macht.*

*Die andere Seite ist die größte Berührung.
Sogar die Augen selbst ändern die Farbe
und bekommen den durchsichtigen Farbton der Fabeln.“*

(Roberto Juarroz, Poesie und Wirklichkeit, Köln 1997, S. 63)

Das göttliche Selbst

Von Carl Gustav Jung, dem Begründer der analytischen Psychologie, stammt sinngemäß die Erkenntnis, dass nicht der Mensch es war, der in der Anmaßung seiner Hybris die eigene Seele zur Göttlichkeit erhob, sondern Gott selbst die menschliche Seele „vergottet“ habe, indem er den Menschen nach seinem Ebenbild schuf. (vgl. C.G. Jung, *Bewußtes und Unbewußtes. Beiträge zur Psychologie*, Frankfurt am Main 1971, S. 64)

Begreifen wir den Ursprung des menschlichen Bewusstseins als göttlich durchwirkt, gar jede Zelle als mit göttlichem Geist beseelt, dann bringt das ein fernes, fremdes Gottesbild in vertraute Nähe zum eigenen Ich-Selbst und meinem lebendigen Dasein. Dann relativiert sich vielleicht die oft gestellte Frage, warum Gott das Böse, das Ungute, besonders auch das Schmerzliche, ja in der Konsequenz auch das Sterben zulässt. So ist ein Gott innerhalb einer solchen geistigen Haltung in all diesem Geschehen selbst enthalten. Er ist nicht losgelöst von der sterbenden Taube auf der Straße, dem sterbenden Menschen im Hospiz oder anderswo Leidender oder Sterbender, so auch nicht losgelöst von den Krisenregionen dieser Welt und unfassbaren, oft auch menschengemachten Natur- oder anderen Katastrophen. Er ist demnach überall inmitten dieses Geschehens selbst enthalten. Was uns geschieht, das wiederfährt gleichsam immer auch einem Gott.

Die eigene Endlichkeit in seiner Konkretion zu akzeptieren, fällt dem Menschen in seinem Ausgeliefertsein nicht leicht und es kann ihn an die äußersten Grenzen der eigenen seelischen Belastbarkeit führen und starke Ängste wecken.

Im Annehmen der anthropologischen Grundvoraussetzungen, nach dem Hineingeborenwerden in diese Welt, auch zu anderer Zeit wieder aus dieser hinausgeboren zu werden, bleibt mir die Wahl zwischen Verzweiflung oder der Entscheidung, Schritt um Schritt und im Vertrauen, besonders im eigenen Selbstvertrauen, dem Erlernen und Aufspüren eigener Ressourcen zu meinem nahenden Sterben, in diese, meine eigene letzte Wegstrecke einzuwilligen. Das ist ein nicht leichter Prozess. Lernen wir das Leben mitsamt möglicher Lebenstrauer, ohne diese abzuwehren oder zu negieren, so werden wir auch unser Sterben beizeiten lernen. Lebe ich auf diese Weise selbstnah, so bin ich in der Tiefe der eigenen Seele geschützt und getragen. „Von guten Mächten wunderbar geborgen...“, wie es im alte Kirchenchoral Paul Gerhards heißt.

Oft wissen wir nicht um dieses Gehaltensein. Hilfreich scheint mir dabei folgender kleiner Text, auch wenn ein jedem in existenziellster Not geratenem Sceptiker ein solches Angebot zunächst fragwürdig erscheint, manchmal als geradezu ihn verhöhrend wahrnimmt, angesichts der Aussichtslosigkeit, in der er sich zu befinden glaubt:

*„Vertrau einfach,
glaub einfach,
fühl´ dich mitten im Segen,
auch wenn du dich nicht so fühlst,
das ist Leben.“*

Konrad Pfaff

Umso überraschender trifft es jenen Menschen oder uns, wenn plötzlich in tiefster innerer Not

und Einsamkeit etwas von dem uns tragenden göttlichen Tiefenselbst, manchmal nur als ein Schimmer davon trostreich ins eigene Bewusstsein dringt.

Je mehr die alte Wirklichkeit des alten sozialen Gefüges sich auflöst, umso näher berühren wir den göttlichen Kern unseres Daseins, sinken vielleicht in der letzten Sterbephase gänzlich in diesen hinein, um uns in diesem Sterbeprozess einer bisher uns unbekanntem Wandlung ganz zu überlassen. Dieser Gedanke mag vielleicht auch die so sehr aktuell gewordene Fragestellung nach einem selbstbestimmten Zeitpunkt des Sterbens berühren, bei dem allein ich die Zeit meines Endes festsetze. Wird nicht doch auch immer ein Lebensprozess, zu dem auch das Sterben integrativ gehört, zutiefst gestört und wenn es der letzte Weg in die eigene Endlichkeit ist, dem Leben mit seinem in ihm selbst enthaltenen und sich erfüllen wollenden Todesaspekt nicht zutiefst misstraut? Liegt dieses Misstrauen nicht manchmal auch allein darin, dass wir das Sterben inmitten des Lebens so wenig erlernten, wie wir so oft unser Leben auch erst mitten im Leben, wenn es denn krisenhaft wurde, bewusst erlernen mussten? Würde es mit dem eigenen Sterben leichter sein, wenn wir mit Angst- oder auch Schamgefühlen hierzu beizeiten konstruktiv umzugehen lernten? Die Palliativmedizin kann heute vielfach durch sachliche und bestenfalls um einfühlbare Aufklärung bemüht, viele irrationale Ängste und Mythen zum Sterbeprozess selbst für Betroffene und Angehörige aufklärend entkräften helfen.

Ich denke an eine junge Frau und Mutter zweier kleiner Kinder, die ich kunsttherapeutisch begleiten durfte und die mir und anderen Teilnehmer*innen im Setting ihre Selbstreflexion zu einem Kunstdruck William Turners mutig und offen mitteilte: **„Ich glaube, wenn diese (Todes)Welle auf mich zukommen wird, werde ich auch die innere Kraft hierfür haben.“**

Sie selbst willigte ein, glaubte, vertraute und ging in die Erwartung eines im eigenen Frieden angenommenen Sterbens, welches sich schon bald für sie erfüllen sollte. Ihr war diese gewonnene Erkenntnis so wichtig, dass sie kurz mitten ins Setting mit ihrem Rollstuhl geradezu hineinstürmte, mit einer Kopie William Turners, Schneesturm, Lawine und Überschwemmung (1838/37) in der Hand, laut in die Kleingruppe hinein ihr Statement verkündete und sogleich den Raum wieder verließ.

Poesie als Urreligion

Hier im vorliegenden Band werden letzte poetische Ausdrucksformen Sterbender gezeigt und beschrieben. Novalis hielt gar die Poesie für die ursprüngliche Religion des Menschen. Der poetische Ausdruck des Menschen schien ihm oft die letzte Selbststreckung sich zu artikulieren in einer ihm gemäßen Ausdrucksweise, die weder ganz von dieser, noch von einer anderen Welt zu sein scheint. Also erschafft er sich eine dritte, seine poetische Welt, frei von jeglicher Theologie und jeglichem Dogmatismus, eine ihn dennoch transzendierende Welt, die all das umfasst, was er nun subjektiv wirklich erlebt. Das Heilige, Numinose bleibt hierbei zunächst unbenannt oder wie Roberto Juarroz es sehr selbsteigen beschreibt:

*„Ich weiß nicht, ob alles Gott ist.
Ich weiß nicht, ob etwas Gott ist.
Aber jedes Wort nennt Gott:
Schuh, Streik, Herz, Bus.
Und mehr:
Aber das ist nicht wichtig.
Ich habe schon aufgehört zu beten.
Ich werde jetzt die Schulter Gottes suchen.“*

(Roberto Juarroz, Poesie und Wirklichkeit, Köln 1997, S.37)

Die Poesie versucht konkret, das Unsagbare oder Unaussprechliche auszusprechen. Manchmal erinnert sie an ein erstes Stammeln des Menschen, wie es auch bei einigen der hier gezeigten Bilder erscheinen mag. *„Das verschollene Stammeln wiedergewinnen. Dass in den Ursprung der Dinge hineinpasste und zulassen, dass die Teile danach von selbst zusammenpassen.“* (Roberto Juarroz, *Poesie und Wirklichkeit, Köln 1997, S. 41*) Nichts wird im Bild ganz oder wirklich verständlich ausgesagt, nur Fragmente werden als gebrochene Wirklichkeit sichtbar, nicht mehr als ein vager Ausschnitt dessen, was der oder die Betreffende erlebte und bildhaft reflektiert. Hier beginnt für den oder die Betrachter*in mögliche Teilhabe, die Edmund Husserl mit dem Begriff der Einfühlung bezeichnete, was wir heute emphatisches Verstehen nennen, wenn uns auch zunächst die rechten Worte fehlen mögen. Also suchen auch wir zaghaft, eben einem Stammeln ähnlich, nach einem Ausdruck dessen, was uns am Bildwerk eines oder einer Sterbenden zutiefst bewegt. Hier wird der Mensch dem Menschen möglicher Weggefährte, hier beginnt Begegnung in einem zunächst eigen-sinnigen stillen Dialog. Hier nähert sich der oder die Einzelne auf existenzielle Weise dem eigenen Ursprung an.

„Mein drittes Auge sieht den Tod, das Sterben, Vergehen und Enden in der Schöpfung einer Sprache. Nur Sprach-Sein kann ich verstehen, so also ohne mich im Verstehen den Tod, und ich erlebe die Katharsis eines Reinigungsprozesses des Inneren, der mir ermöglicht, dem Tod ins Auge zu sehen, ohne Verzweiflung und ohne mich gleich verzweifelt dem Tod in die Arme stürzen zu wollen.“ (Konrad Pfaff, *Trauer, Anklage, Zorn, Aachen 2006, S.6*)

Die Sprache des sterbenden Menschen

Mir wurde vor nicht langer Zeit von einem mir sehr nahestehenden Menschen ein letzter ihm wichtiger Satz in den Schreibstift diktiert: „Ich bin es so leid, mich jeden Tag aufs Neue erfinden zu müssen.“ Es war ihm nicht mehr möglich, auf die ihm vertraute Weise, seine gewohnte Identität auch nur ansatzweise wiederfinden und leben zu können, so sehr er in seiner letzten Lebenszeit auch darum bemüht sein mochte und tapfer darum kämpfte. Ich durfte, während ich diesen Satz niederschrieb, dieses Empfinden einen Moment lang mit ihm teilen. Es gab keinen Trost auf diesen in tiefster Entmutigung geäußerten wichtigsten Satz, den er für sich selbst zur Niederschrift bringen wollte, als das stille Beisammensein mit mir als Zeugin inmitten dieses, seines Bekenntnisses.

„Schmerz ist nicht wirklich teilbar, wohl aber die Wortlosigkeit und die gemeinsame Sehnsucht, die aus diesem Schweigen aufstehen kann.“ Christoph Stender

Es gibt Sterbende aus der Kultur des Ostens, die in der letzten Lebensphase ein intensives Innenleben mit ihren verstorbenen Ahnen teilen, mit diesen geradezu gebetsartig verkehren und die eine reale Präsenz und wichtige kommunikative Bedeutung erhalten. Die Sprache der Sterbenden, deren Kommunikationswege, müssen sich oft mehr und mehr aus der Wirklichkeit der Zurückbleibenden lösen, weil das eigene Erleben neue Wege geht und sich von außen her gesehen, eher nach innen wendet. Was uns dann als Ausdruck befremdet, gar manchmal pathologisch erscheinen mag, ist existenziell bedeutsamste Wirklichkeit, höchster haltgebender Sinn des sterbenden Menschen. *„Es ist also nicht Verwirrung, die hier so oft diagnostiziert wird, es ist vielmehr das Aufleuchten neuer Klarheiten.“ (Stephanie Krenn, Die Sprache der Sterbenden, in: Glaub an Dich, Aachen 2006, S.184)*

Ich hörte auch von Klagegesängen einer Sterbenden, von denen eine trauernde Angehörige sprach. Hier ihre eigene Reflexion des Erlebten, mit der sie die verstorbene Mutter im Nachhinein ehrte und wir erhalten ein Gespür für die Würde gerade auch dieses Sterbens:

*Für Mama,
Klagen, ausdrücken, zu erkennen,
man muss für immer Abschied nehmen vom Leben...
Obwohl ja noch Kraft da ist.
Hört doch, ich habe Kraft, immer viel Kraft gehabt, sehr viel!
Ausgedrückt in einer Art Gesang, auf Huh, uh...
In unterschiedlicher Stärke und Intensität über eine Folge von Tönen,
moduliert über lange Zeit
meist nachts...
Jetzt ist es still – keine Klage mehr –
Soviel Kraft gelassen.
Dann, ganz leise, leise, immer lauter werdend. Es ist schwer, so schwer,
dass ich gehen muss.*

Renate

An diese zuvor beschriebene Sterbeerfahrung einer die sterbende Mutter begleitende Tochter, erinnert auch das Gedicht von Sri Chinmoy mit dem singenden Schwan als Sinnbild der Metamorphose des sterbenden Menschen, im Wandel seiner Wirklichkeit, nachdem ihn die Unendlichkeit berührte:

Große Sänger

*Schwäne singen
Bevor sie die Welt verlassen.
Menschen singen,
nachdem sie das Meer der Unwissenheit
verlassen haben.
Menschliche Zweifel singen,
bevor der Glaube dämmert.
Menschliche Verzweiflung singt,
nachdem sie das Leben des Lichts umarmt hat.*

Die Sprache Sterbender kann mehr und mehr Symbolcharakter annehmen:

„In den Symbolen der Sterbenden liegt ein unbewusster Dialog zwischen Fühlen und Denken, zwischen innerem und äußerem Leben und Erleben, zwischen materieller Erfahrung und Geist. Das heißt, ein sterbender Mensch, der anfängt in Symbolen zu sprechen, spricht aus seinen tieferen Schichten seines Seins und verschlüsselt sie.“ (Stephanie Krenn, Die Sprache der Sterbenden, in: Glaub an Dich, Aachen 2006, S.180)

Trauer- und Abschiedsbilder haben eine hilfreiche Vermittlerfunktion und belichten diesen Prozess der Wandlung mit der Sprache der Poesie. Bilder treten an die Stelle sich oft verbrauchter Worte. Mit Bildern tauchen wir ebenso in die eigene Wahrheit ein. Bilder entstammen unserem göttlich gegründeten Ich-Selbst und schaffen die selbstreflexive Grundlage für Maler und begleitenden Betrachter.

„Das In-Symbolen-sprechen erleichtert dem Sterbenden und dem Hörenden, dem „Mehr“, dem Dahinterliegenden und den Veränderungen verständlichen und zugleich milden Ausdruck zu geben. Wir helfen uns so, die Veränderung des Seelenortes mitzuteilen, dem Geist Flügel zu verleihen und gleichzeitig unsere Verbundenheit mit dem Noch-hiersein aufzuzeigen.“ (Stephanie Krenn, Die Sprache der Sterbenden, in: Glaub an Dich, Aachen 2006, S.184)

Etwas Erhabenes wird oft in der Bildarbeit trauernder Menschen erspürt und Farben wie Gold und Silber werden hierfür als würdig genug empfunden. Diese Farben scheinen auch der inneren Abschiedserfahrung und dem göttlichen Selbst besonders nahe zu kommen. Sie entrücken den Malenden vom belastenden Weltgeschehen und dem eigenen oft unbeantworteten Leid, spenden Trost oder Kraft, wo es sonst kaum Trost gibt:

Ein misshandeltes 5-jähriges Kind, gezeichnet von den brutalen Schlägen seines Vaters, noch mit geschwollenem Auge, fast aus dieser Welt geprügelt, wählte die Farben Blau, Gold und Silber. Es fragte mich nach den Namen der beiden, ihm so kostbar erscheinenden Farben Silber und Gold, die es plötzlich für sich entdeckte, als habe es diese nie zuvor gesehen. Später, nach dem Trocknen seines Bildes, strich es zärtlich und fast andächtig über sein Blatt und wiederholte immer wieder ehrfurchtsvoll die Worte: „Silber, Gold, Silber, Gold.“ Diese Farben schienen in zu transzendieren, hoben ihn heraus aus den Schmerzerfahrungen seines jungen Daseins.

Nicht immer wird, wie oft vermutet, die Farbe Schwarz als Ausdrucksfarbe für Trauer gewählt. Ein etwa 13-jähriges Mädchen, in einer fernöstlichen Kampfsportart geübt und mit der Kultur ebenso in Grundzügen geistig vertraut, in der Weiß als Trauerfarbe gilt, erklärte einmal mir gegenüber ihren Schmerzausdruck und die im Bild sichtbar gewordene Lebenstrauer mit den Worten: „Meine Trauer ist weiß!“

Durch zunehmend buddhistische und andere kulturelle Einflüsse, wie Meditation oder Yoga in die Alltagskultur des westlichen Menschen, auch in Form von fernöstlichen Trauerriten, Buddha-Statuen als selbstverständlich verwendete Wohn- oder Gartendekorationen, wandelt sich offenbar auch die Farbsymbolik westlicher Trauerkultur gleichermaßen mit. Ebenso ist die Kreuzsymbolik, das Tragen eines Kreuzanhängers nicht immer zwingend Ausdruck einer christlich orientierten Glaubenshaltung, sondern hat in einer zunehmend säkular gewordenen Gesellschaft zunächst oft rein modische Bedeutung.

Daneben ist die Kreuzform sicher als „Selbstkreuz“ auch Symbol des sich evolutionär aufgerichteten, nun aufrechtstehenden, die Arme ausbreitenden, sich seiner selbst bewusst gewordenen, erdhafte gegründeten, auch zum Ausschreiten bereiten Menschen. Auch solche vorwegnehmenden Bildarbeiten gibt es in der palliativen Kunsttherapie: Ein Mensch richtet sich nach fast einjähriger Liege- und Rollstuhlzeit gestärkt auf. Er lernt es, wieder zu laufen, um bewusst und tatsächlich wieder in seinem Leben eine Zeitlang frei ausschreiten zu dürfen, um es zu genießen, selbstbestimmt, wenn auch mit Hilfe eines Rollators, seiner eigenen Wege gehen zu können.

Ebenso kann sich andererseits das Kreuzsymbol auch stellvertretend für die Empfindung der eigenen Kreuzigung, in Form schmerzlicher Lebens- und Krankheitserfahrungen im Bild wiederfinden und somit konstruktiv der eigenen Trauerarbeit dienen. In der eben beschriebenen Bildarbeit durchdringen beide Aspekte sich mitunter, ohne einander zu widersprechen, indem sie einander komplementär ergänzen.

In der Säkularisierung der christlichen Symbole mag auch die Chance einer neuen sehr subjektiv bestimmten Wahrnehmung symbolischen Ausdrucks liegen. Ist Symbolik allgemein religiös oder ideologisch vorgegeben, erhält sie durch diese Festlegung auch eine Tabuisierung, hat eine starke kollektive Wirkweise, die vom einzelnen oft generationsübergreifend mit der Furcht vor dem Sakrileg nicht in Frage gestellt werden durfte.

So trostreich das Kreuz in der Hand des Sterbenden als Mittlerfunktion für christliche Erlösung auch sein mag, da es für ihn mit hoffnungsspendenden und kraftgebenden Glaubensinhalten in Verbindung gebracht wird, als genauso sinnentleert erlebt es manch anderer Sterbender, der sich von traditionellen Glaubensinhalten der Kirche lange schon, oft enttäuscht abgewendet hat.

Manch einen anderen trägt der eigene Glaube plötzlich nicht mehr genügend, weil seine erschütterte Gefühlskraft ihn hoffnungslos zu entorten scheint. Auch dieser Mensch darf in dieser Glaubenskrise am Ende seines Lebens, sich selber wieder nahekommend, über seinen ästhetischen Ausdruck tragende spirituelle Erfahrungen machen, die den religiösen Konflikt auflösen oder unbedeutender werden lassen.

Werden die gleichen, zuvor rein religiös verorteten Symbole rein zufällig im eigenen Bild zu einer persönlichen Bedeutungsgebung hin wiederentdeckt, kann das einer existenziellen Begegnung mit dem innewohnenden Göttlichen, dem eigenen innergöttlichen Ursprung gleichkommen. Derjenige erlebt sich staunend im Wunder des eigenen Daseins und erfährt manchmal Ruhe und Geborgensein inmitten einer unruhigen, geschäftig erscheinenden Außenwelt mit ihren andern, vom Sterbenden bereits zurückgelassenen rationalen und kognitiv orientierten Denkmustern und Verhaltensmaßstäben. Diese Symbolfindungen verorten den Menschen in seinem eigenen göttlichen Ich-Selbst.

Ein 60-jähriger Mann, dessen letzte Lebenswochen sich abzuzeichnen begannen, hatte auf seinem Nachtschränken eine kleine Clownfigur, welche eine Mütze mit einem Bommel trug, die plötzlich für ihn symbolhaft zum spirituellen Bedeutungsgeber wurde. Diese kleine bunte Keramikfigur faszinierte ihn zunehmend und er hatte in geradezu kindlicher Freude eine Entdeckung gemacht, die er mir vertrauensvoll mitteilte: „*Sehen Sie das? Der kleine Clown telefoniert durch den Bommel seiner Mütze. Dass das so einfach geht...*“; wunderte er sich überrascht. Der telefonierende Clown, vielleicht hier gleichsam zum bewusst zu Gott Kontakt aufnehmenden gläubigen betenden Menschen anzusehen, mit dem Unterschied, dass sich diese Kontaktaufnahme über die Symbolfigur des telefonierenden Clowns ereignet, welche aus einer inneren Notwendigkeit

heraus, hilfreich ins Bewusstsein des Menschen zu springen scheint. Das Numinose, das bisher fremde Göttliche, die andere, bisher unbekannte Wirklichkeit, konnten ihm, in ihn beglückender Weise, über diese kleine, von ihm selbst beseelte Clownssymbolik auf angstfreie und ihm vertraute Weise nahekommen. „Der kleine Clown“ hatte diese wundersame Verbindung zum Göttlichen in ihm selbst geschaffen.

Ein anderes Mal war es ein Schwarz-Weiß-Foto eines kleinen, auf einem Ast sitzenden Vogels, welches im Krankenzimmer hing und Identifikation ermöglichte. „Das Vögelchen hat Angst“, sagte mir der kurz vor seinem Tod stehende mir nahe Mensch. Nicht viel mehr, nur diesen Satz. Er mochte sich selbst in seiner Verletzbarkeit und seinem Ausgeliefertsein wiedererkannt haben und der kleine Vogel wurde ihm zu einem letzten verlässlichen visuellen Weggefährten, der ihm nichts vormachte, denn auch dieser kannte offenbar die gleiche Angst, wie er selbst und teilte sie jetzt in der Bildbetrachtung trostreich mit ihm. Die eigene Angst unmittelbar zu äußern, hätte er vermutlich nie gewagt. Das Symbol ermöglichte ihm das Eingeständnis seiner Angst auf würdige, ihn nicht bloßstellende Weise.

Gerade auch, wenn innere Bilder den leidenden oder sterbenden Menschen zu überfluten drohen, kann so ein selbstentdecktes Symbol ihn wieder neu in sich selbst verorten und ihn so in einer neu gewonnenen Selbstnähe aus der inneren Unruhe führen und ihm Augenblicke der Sicherheit gewähren.

Das Symbol verfügt außerdem über eine über sich selbst hinausweisende, den Menschen transzendierende, seinen Bewusstseinsraum erweiternde Bedeutung. Es führt ihn zurück zu dem wesentlichen Menschen, der er an sich bestimmt ist zu sein und damit zum inneren Reichtum der eigenen Seele, wozu Angelus Silesius auffordert, wenn er sagt: „*Mensch werde wesentlich*“.

Vom (Selbst)Erleben im Abschiednehmen

Was wissen wir wirklich vom Erleben des Abschieds eines anderen Menschen, vom letzten Abschied von den Bedingungen dieser Welt?

Manchmal erzählt jemand voller Erstaunen, wie er seinen Tag verschlief, sich das eigene Zeitempfinden davonstahl. Die Erzählung erscheint fast banal, denn zurück in der Wirklichkeit ist diese Vergangenheit des besonders tiefen Schlafempfindens gleich einem Traumerleben, das sich auch wieder verflüchtigt und manchmal je nach Intensität längere oder kürzere Erinnerungsspuren hinterlässt. Als aufmerksame Zuhörerin spüre ich dennoch auch in der Erzählung meines Gegenübers, wenn es sich nicht nur um einen guten, als heilsam erlebten Schlaf allein handelt, sondern um den nahenden Tod, diesen großen Bruder des Schlafes, welcher auch volkstümlich als der kleine Bruder des Todes genannt wird. Nur die Zeit seines konkreten Eintritts ist uns zuvor nicht wirklich bekannt.

In der Regenerationsphase nach einer lebenserhaltenden Operation hatte ich selbst eine Zeitlang eine immer wiederkehrende Innenerfahrung: Ich wachte kurz auf und hatte das Gefühl, dass in mir spürbar ein Licht auszugehen schien, so als würde mein Lebenslicht erlöschen. In diesem Sekundendunkel ahnte ich mein eigenes mögliches Sterben. Das Erleben befremdete mich durchaus, ängstigte mich jedoch nicht, schien es doch ganz etwas zu mir selbst Gehörendes zu sein. Ich erholte mich wieder und die Erfahrung liegt viele Jahre zurück, doch glaube ich, dass es ähnliche Tiefenerfahrungen, gerade auch sterbender Menschen gibt, ohne dass sie je artikuliert werden. Wir geben solchen Erfahrungen immer noch viel zu selten einen kommunikativen Raum, obwohl sie uns Menschen doch so real und selbstverständlich zu widerfahren vermögen und so wesentlich betreffen.

Oft ist es angesichts solcher Erlebnisse, die Furcht für verrückt gehalten zu werden, die uns eher stumm bleiben lässt und so wissen wir im Allgemeinen wenig bis gar nichts vom inneren Erleben, der Vorbereitung unseres Bewusstseins auf unseren letzten Abschied von dieser sichtbaren Welt im eigenen Sterben. Sterben ist vielleicht nur wie ein Fortgehen in einen anderen Raum, manchmal ganz leicht und sanft wie wassergetragen, in die Tiefe gleitend. Vielleicht bricht auch zuvor Abschiedswehmut ein, alle Vergeblichkeit des Liebens, all das Ungelebte des eigenen Lebens, das Unbeantwortete, alle Verlassenheit und Lebenstrauer zuvor, Trauer darüber, die eigene ersehnte Lebensfülle nie tatsächlich erreicht zu haben. Das Leben versäumt oder nie wirklich gelebt zu haben mit dem in ihm enthaltenen Potential, das nun wie eine Brache oder Wüstenei vor uns liegen mag.

Wir sollten diese Melancholie des Todes nicht vorschnell Depression nennen. Sie ist kein Defekt. Wir sollten eher Wehmut und Wehklage als Geburtsschmerz zum Tode hin als etwas uns heilen Wollendes erachten. Wir sollten diese Erfahrungsschönheit feiern, auch wenn sie uns inmitten von Schmerz und Abschied begegnet. In meinem eigenen Vergehen gehe ich im besten Sinne mit mir als eine mir selbst zum Du Gewordene, tauche ein in den dunklen Strom, gleite hinaus aus der Welt, ent-atme mich hin zu der großen Wesenheit, die mich kannte, noch ehe ich war, die sein wird, ohne dass ich selber bin, als diejenige, die ich einstmals war.

Wie das Sterben, so haben wir auch das Trauern meist nie wirklich gelernt, uns bewusst Trauerräume zu schaffen und vor allem Trauerprozesse als notwendig anzunehmen. Im Gegenteil: In einer leistungsorientierten Gesellschaft stört die Trauer des Einzelnen den reibungslos geplanten nüchternen Tagesablauf und wird, so verständlich sie auch zu sein scheint, zu oft noch als persönliche Schwäche empfunden. Erst langsam entstand Ende des 20. Jahrhunderts eine Seminarkultur zur subjektiven Trauerverarbeitung. Es entstanden erste institutionelle Trauerräume, in denen Trauergefühle ausgedrückt und bewusst reflektiert werden durften, in denen Trauer sich ereignen durfte und ernst genommen war.

Wie nah sind wir gerade in tief empfundener Trauer, im Abschiedsschmerz, selig eingewoben in einen großen Gesamtzusammenhang der ganzen verletzten Schöpfung mit all ihren Zerstörungen und Kriegslasten, ihren tragischen Unglücken, den hunderten, tausenden von ertrinkenden Menschen in den Ozeanen dieser Erde, den um ihr Dasein Kämpfenden, inmitten unserer so hochkultivierten und doch so hilflosen bis kalt zusehenden Zivilisation, dessen Ausmaß im Trauern, uns sensibel ins Bewusstsein dringen kann. So ist bewusstes Trauererleben auch immer solidarische Friedensarbeit, gerade wenn diese zunächst allein im eigenen Bewusstsein beginnt:

„Klagst du um einen dir lieben Verstorbenen oder Verlassenen, dann klage um viele, um die Millionen Opfer. Klage mündet in Wehklagen, Klageflüsse münden in Klageozeane. Klage um einen lichten Stern, so klagst du um die Milchstraßen und Galaxien des Todesleids.“

(Konrad Pfaff, Website dis-tanz, 11_trauer_schmerz. pdf, S.3)

Wie die Liebe, mit ihren Anteilen von Zärtlichkeit und einem Hochgefühl von Glücksempfinden als starker Emotion, steht wie ergänzend hierzu die eher andere dunkler wahrgenommene Seite, tief empfundene Trauer und Verzweiflung zur Disposition menschlicher Erfahrung. Die Wehklage, eher unüblich in unserem Kulturkreis, wird neu zur erlernenden Ausdrucksform eigenen Trauerempfindens. Gerade dann, wenn ich erschöpft an meine Grenzen gelange, verlangt die Trauer in mir mitsamt ihrem konsequenten Gefühlsausdruck nach einer Neuschöpfung meiner selbst.

„Jeder Abschied, jede Trennung und jeder Verlust verlangen folgenschwer meine Lebenserschöpfung. Schöpfung eines anderen Seins. Der schöpferische Ausdruck gesteht mir auf der Ebene einer wunderbaren Simulation eine Antwort auf die Schwere des Seins zu. Das Wort hebt den tödlichen Unwert verlorenen Seins auf. Die Sprache erklärt nicht, lässt erahnen und verklärt. Sie wirft einen wertbeständigen Vorhang vor die Vergänglichkeit. Nichts ist aufgehoben, jedoch ins Herz gehoben.“

(Konrad Pfaff, Trauer, Anklage, Zorn, Aachen 2006, S.7)

So tritt nicht nur der Sterbende in den Wandel einer neuen Wirklichkeit, sondern der Zurückbleibende, von Trauer getroffene und betroffene Mensch ist ebenso schicksalhaft aufgerufen, sich auf einen inneren Wandlungsprozess, inmitten seines oftmals eigenen inneren „Mit-Sterbens“ oder der innewohnenden Sehnsucht eines „Nach-sterben-Wollens“ einzulassen.

„In Schüben verläuft Leben und Absterben. In Phasen verdreht, vergeht das Dasein. Feuer und Wasser reinigen Erde und Luft, Eros begegnet Thanatos zur rechten Zeit im Kairos, verzweifelt im Todesmut des Lebens. Nach mir strecken sich die Fangarme der Vergeblichkeit, und ich kann nur mit armselig vergänglichem Sprachen meine Wehklage hinüberryufen.“

(Konrad Pfaff, Anklage, Wehklage, Zorn, Aachen 2006, S.11)

Mein Ausdruck mildert mir die Schwere des Seins innerhalb meiner Trauer. So lerne ich es, der Verzweiflung nicht auszuweichen, sondern diesen schöpferischen Raum zu geben, sie sozusagen als mein Fahrzeug zu meiner eigenen Trauerarbeit zu nutzen. Was ich aus mir als Trauergefühl herausstelle, nach außen hin zur Gestalt bringe, entlastet nicht nur, sondern bindet mich ein in ein größeres Ganzes allgemeinmenschlicher Erfahrung. Ich fühle mich mit hineingenommen in all die überlieferten ästhetischen Ausdruckserfahrungen anderer Menschen vergangener und gegenwärtiger Zeiten. Alle Poesie und Prosa, die großen Tragödien und Dramen der Weltgeschichte sprechen gerade auch immer von meinem eigenen Erleben. Die Meister aller Künste und nicht zu vergessen besonders die Meisterinnen der bildenden Kunst des letzten Jahrhunderts wählten für sich das umfassende Thema des „Menschen an sich“ mitsamt seiner gebrochenen Lebenserfahrung und spiegelten diese und sich selbst mit ihren Werken. So können gerade diese Kunstwerke entlastende Identifikation ermöglichen.

Das gelungene Ausdruckswerk wird nun außerdem Bestandteil einer möglichen kommunikativen Begegnung zwischen Maler oder Malerin und aufmerksamem Bildbetrachter oder Bildbetrachterin. Nicht nur dem Maler, der Malerin, sondern ebenso dem Betrachter, der Betrachterin mag der Trauerausdruck, um den es hier geht, zur eigenen Selbsterkenntnis dienen. Wenn wir innerhalb eines christlichen Weltbildes und einer transpersonalen Psychologie davon ausgehen, dass die menschliche Seele unsterblich ist oder dem Zweifler gegenüber vorsichtiger ausgedrückt, unsterblich sein könnte, dann lassen uns solche, uns transzendierenden Werke, das Allumfassende, vielleicht bereits einen Hauch Ewigkeit spüren und verbinden uns mit einem guten, liebenden und uns heilen wollenden Geist.

Zu schnell trifft den trauernden Menschen die soziale Erwartung der zeitnahen Trauerverarbeitung, die sich allerdings für jeden in verschiedenen Trauerphasen unterschiedlich lang gestaltet. Erst langsam gewinnen wir uns selbst im Trauerprozess zurück und begreifen unser Leben in seiner Neuartigkeit und in dem Anderssein nach dem Verlust der betrauten Person. Nicht immer haben Menschen hilfreiche Weggefährten, manch einer bleibt über Jahre allein zurück und Depression und Krankheit bahnen sich ihren Weg.

Ich selber habe mir vor langen Jahren ein „Schmerzkästchen“ zugelegt, in das ich etwas hineinglegte, was mich mit dem zu betrauernden Menschen, dem zu betrauernden Tier oder anderen Abschieden verband und mich erinnerte. Das konnte ein kleines Foto sein, eine abgeschnittene Haarsträhne eines verstorbenen Hundes, gesammeltes Strandgut aus längst verloren geglaubter Zeit, eine kleine selbstgefertigte Trauerskulptur aus zwei zu einer Kreuzform zusammengebundenen Ästchen und vieles andere mehr, was für mich bedeutsam war.

Plötzlich mag auch eine Art Traueraltar entstehen, indem ich einen konkreten Ort hierfür erschaffe, den ich beliebig erweitern oder manchmal auch wieder verkleinern oder irgendwann sogar gänzlich zum Abbau bringen darf, wenn für mich hierfür die Zeit im Raume steht. Denkbar ist auch ein skizzenhaft angelegtes Trauerbüchlein, in das ich hineinschreibe, hineinmale oder

collagenartig hineinklebe, was mir wichtig erscheint. So kann sich Trauer prozesshaft vollziehen und wird zu einem als spirituell und bereichernd erlebtem Ereignis in meinem Leben. Schrecken gebiert sich zur Schönheit und das Leben beginnt neuartig, jetzt herzensnah zu strahlen. So bewahrheitet sich oft erfahrbar folgende indische Weisheit Ajneyas und es geschieht, was wir zuvor nicht für möglich hielten:

Wo das Glück ist

*Wo das Glück ist
zerspringen wir
immer wieder von neuem
wo das Leid ist
brennen wir
und zerschmelzen
dann fügt es uns wieder zusammen*

So möchte ich anhand der Bilder dieses Bandes mit den Leser*innen teilen, was ich selber als Bereicherung erlebte, meine Freude, auch Faszination darüber, was Menschen ohne jede künstlerische Vorbildung mitten in ihrer Verzweiflung auszusagen vermochten, als sie sich darauf einließen, ihrem Schmerz, ihrer Trauer selbstvoll und mutig Ausdruck zu verleihen.

Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie sehr Trauerausdruck als heilsam erlebt werden kann und mich auf wunderbare Weise durch die Trauer hindurch trägt, trotz des Verlustes eines geliebten Menschen weiterleben und im Leben glücken lassen kann. Rückblickend wissen wir erst, wie intensiv die innere Verbindung zu dem verlorenen Menschen in Zeiten der stärksten Trauer und vor allem zu uns selber doch war. Unser ästhetischer Ausdruck aus solchen Zeiten gibt uns eindrucksvoll Zeugnis davon. Der empfundene Schmerz, die Trauer sind der Preis oder Garant, eine Zeit lang weiter das Verlorene, eben auf diese Weise im Herzen halten und sich selber sehr nahe sein zu dürfen.

Über alle Gräber wächst...

*Über alle Gräber wächst zuletzt das Gras.
Alle Wunden heilt die Zeit, ein Trost ist das,
wohl der schlechteste, den man dir kann erteilen:
Armes Herz, du willst nicht, dass die Wunden heilen.
Etwas hast du noch, solange es schmerzlich brennt;
Das Verschmerzte nur ist tot und abgetrennt.*

Friedrich Rückert

Vielleicht mag es nachhaltiger hilfreich sein, konkrete schmerzhaftige Trauer zu empfinden und zum Ausdruck bringen zu dürfen, als gefühlsarm oder gefühlsstumpf, nichts fühlend, den Abschied leben zu müssen. „Die Notwendigkeit brachte beides hervor, Tragödie wie Komödie. Entweder man umarmt sie oder man schlägt sich den Kopf an ihr wund.“ (John Berger, *Schritte zu einer kleinen Theorie der Sichtbarkeit*, Ostfildern 1996, S.27)

Trauerzeit ist Gnadenzeit: Was uns so unerträglich und unangenehm schien, was wir sehr gern vermieden hätten, was wir so schnell zu überwinden trachteten, intensivierte gleichzeitig doch

unser Leben, eröffnete uns neue Erfahrungsräume und brachte uns auf einen Lernweg, wenn auch zunächst durchaus unfreiwillig und unbeabsichtigt. „Wie im Wunder sein dürfen“, beschreibt am ehesten dieses neu gewonnene, zuvor nicht für möglich gehaltene Lebensgefühl, das uns immer wieder gerade auch in der schwierigen Lebensphase mit seiner ganzen Kraft ergreifen, stärken und mit Liebe und Dankbarkeit erfüllen will.

Ergänzend

Eine kleine Rezeptionshilfe - Wie nähere ich mich den in diesem Band gezeigten Bildern?

Ich wähle ein Bildwerk konkret aus, weil es mich irgendwie besonders anrührt, meinen Blick fesselt oder mich geradezu anzuspringen scheint. Also nehme ich diese Einladung eines Bildes an mich an und setze meinen selbstreflexiven Fokus darauf. Ich verweile eine Zeitlang im Bild und betrachte es absichtslos, ohne es zu bewerten. Ich tauche in das Bild ein, gebe mir und dem Bild die Chance der Begegnung, die bestenfalls zu einer Tiefenbegegnung und für mich zu einer existenziellen Daseinserfahrung werden kann.

So reinigt sich nicht nur derjenige, welcher Abschiedsschmerz, Wehmut und Trauerwut zulässt und ästhetisch aus sich herausstellt, sondern berührt wird auch mein eigenes Selbstherz als Bildbetrachter*in. Betroffen von den authentischen, oft harten Gefühlen des Malenden, mildert mir sein kompromissloser Ausdruck dennoch die Unerträglichkeit der Geschehnisse und lässt mich durch die Fragen nach Trauer und Leid in eine Antwort hineinwachsen, die mir eigene Trauer erträglich macht. Ich lerne es dann, mein eigenes Sterben anzunehmen, wenn es seinen Schrecken verliert und ich mich mit den eigenen Gefühlen im gelungenen Bildwerk spiegeln und verbinden darf.

„Bereit sein für den Tod und das Sterben, heißt ihm den Stachel nehmen und ihn zu besiegen. Wo ist dein Schrecken Tod? Er ist nicht länger schrecklich, wenn wir einwilligen. Tapferkeit, Kraft und Mut machen aus dem schicksalsbösen Tod Leben.“ Konrad Pfaff

Dialogisch in Beziehung zu treten als Bildrezipient*in bedeutet auch, dem Kairos, dem Anruf eines solchen Bildes an mich zu folgen, um darauf meine Antwort zu geben, indem ich die Gefühle, die in mir entstehen, die mich ereilen, zum Ausdruck bringe, so dass ich möglichst konkret mit Worten beschreibe, was ich sehe und wahrnehme und dies sehr selbsteigen, zu mir gehörend.

Vielleicht antworte ich auch mit einem eigenen kleinen Text, einer Bildparaphrasierung, die sprachlich ungeordnet sein darf oder male meine eigene Erfahrung, ohne große Grundkenntnisse aus mir heraus. Dies kann durchaus zu einem lustvollen Prozess werden, selbst inmitten von Abschiedsschmerz und Trauer. Durch das Nadelöhr dieser, meiner sinnlich selbstreflexiven Wahrnehmung eines Bildwerkes lerne ich verstehen, was tatsächliche Abschiedserfahrung und Tod für den einzelnen Menschen und mich selbst bedeuten können.

Es entsteht eine sinngebende Wechselbeziehung auf der Grundlage allgemein menschlicher Erfahrung, die mich einbettet in ein jahrtausendaltes Geschehen, in dem einige Menschen schon vor mehr als 40 000 Jahren sich zeitweise aus ihrem Clanverband herauslösten, sich in die Dunkelheit einer geeignet erscheinenden Höhle begaben, mit ihren genialen Bildproduktionen an den Höhlenwänden aus sich herausstellten, was sie bewunderten, verehrten oder was sie auch ängstigte oder sie zu überwältigen drohte.

So betreten wir heute, als „modern gewordene Neandertaler“, nicht mehr die reale Dunkelheit der Höhle, doch begeben wir uns durchaus symbolisch in den verdunkelten Innenraum unseres eigenen Bewusstseins, wenn wir Bilder wie diese malen oder uns zueignen, um sie für unsere eigene Daseinsbewältigung zu erschließen und fruchtbar werden zu lassen.

Kunst als subjektive Erfahrung

Dieser kleine Wegweiser in acht Schritten ist als Lernimpuls und Erfahrungsanstoß gedacht, möglichst selbstnah auf ein Kunstwerk oder einen lyrischen Text zu reagieren und mutig mit dem eigenen Ausdruck hierauf antworten zu können:

1. Ich nehme Kontakt auf zum vorgefundenen Werk (Text oder Bild) als ersten Schritt zu meiner eigenen Selbsterkenntnis

Ich versenke mich hinein, lese zwei-, dreimal oder schaue drei bis fünf Minuten lang einfach hin.

2. Ich setze mich in Beziehung zu dem, was ich wahrnehme und nehme dieses Angebot von Bild oder Text an mich an. So beginne ich, mich mit einem „zweiten Blick“, auf eine mir neue „fühldenkende“ Weise dem Werk anzunähern

Fühldenken bedeutet hier ein Zusammenspiel beider oft auseinanderfallender Prozesse: einerseits Fühlen – andererseits Denken. Ich lasse mich von meinen eigenen aufsteigenden Empfindungen durchdringen, klammere diese nicht aus im Denkvorgang, sehe hingegen meine Gefühle als Motor hierfür an. Ich taste mich vorsichtig mitsamt meiner Unsicherheit zum Neuen und Unbekannten vor.

3. Durch Identifikation mit dem vorgefundenen Material gelange ich auf den eigenen Selbstlern- oder Erkenntnisweg

Es kann mir geschehen, dass ich etwas (wieder)finde, etwas, was ich verloren glaubte. All das Ungesagte in meinem Leben steht plötzlich formuliert oder bildhaft vor mir. Ich verbinde mich vertrauensvoll – identifiziere mich – finde eine vertraute Identitätsstütze für mich selbst.

4. Das im Bild eingefangene Gefühl tritt über zu mir, beginnt auf mich und in mir zu wirken. Es verlangt zunächst nichts weiter, als eine Weile meiner Beachtung, erst dann in einem zweiten Schritt nach einem Antwortgeben im eigenen Ausdruck

Hier kommen wir zum Ausgangspunkt eigener ästhetischer Erfahrung. Ich bin gefangen genommen von dem im Werk verborgenen Gefühl, besonders dessen Gefühlskraft. Zeigt diese doch, mit welcher Wucht und Stärke mich Kunst berühren kann. Die Erschütterung halte ich aus. Sie ermöglicht mir meinen eigenen, vom Innendruck reinigenden Ausdruck.

5. Ich lasse mich auf das Geheimnis des bisher Verborgenen ein und schaffe ihm Raum und Zeit im eigenen Ausdruck

Ich öffne mich den eigenen Tiefen, nichts ängstigt mich unnötig, hebe das mir Unbekannte, Fremde, nie Gesagte, das Vergessene, das bisher Nicht-zu-gelassene aus dem Dunkel ans Licht. Ich gebe all dem mutig Gestalt in Wort oder Bild, schreibend oder malend.

6. Auch Tränen lasse ich zu. Meine Selbsterschütterung halte ich aus. Ich weiß, dass diese Wahrhaftigkeit meiner Gefühle die Qualität meines Ausdrucks wesentlich mitbestimmt

Tränen weichen meine inneren Verhärtungen, Abwehr und Verkrustungen auf. Härte, Starrsinn lösen sich, ermöglichen Reinigung, Selbstbefreiung, mir einen klaren, ungetrübten Blick und zärtliche Selbstliebe. Meine Blockaden zerfallen und meine Kreativität fließt wohltuend aus mir. Mein Ausdruck füllt sich mit Lebendigkeit.

7. Freude, die ich empfinde an der Selbst(wieder)entdeckung im eigenen Ausdrucksexperiment, wird mir zur wichtigen Kraftquelle. Ich zweifle nicht vorschnell an ihrer Berechtigung

Ich freue mich am Gelingen meines Ausdrucks, nehme auch den Kampf mit der Angst des Misslingens hin. Ich werte meine eigene Freude nicht als naiv ab und „schaue mich selbst mit Liebe an, denn sie hat einen genügend scharfen Blick.“ (K. Pfaff)

8. Ich habe den Mut, Anfänger zu sein. Stehe ich an einer Nullpunkterfahrung in meinem Leben, so ist das die allerbeste Voraussetzung, zum Selbstlerner und Selbsterkenner in eigener Sache zu werden, so widersinnig es mir auch zunächst erscheinen mag

Wir erleben immer wieder, dass wir in den tiefsten und dunkelsten Nächten unseres Daseins zu neuem Morgen aufbrechen dürfen. Mir ist das Geschenk der Wandlung gegeben. Ich lerne, wachse, reife mich hin zu dem Menschen, der ich bin, der mich im Grunde sehndend in mir selbst erwartet, mich mit dem mir innewohnenden göttlichen heilenden Geist verbindet.

Angekommen bei sich selbst

„Ausdruck befreit vom Innendruck.“ Konrad Pfaff

Gleich bei ihrer Ankunft im Hospiz hat die Malerin des nebenstehenden Bildes den Wunsch, an der Kunsttherapie teilzunehmen. Am nächsten Vormittag entsteht diese Arbeit als erste von zwei Bildern, die sie malen wird.

Sie ist erschrocken über ihr scheinbares Unvermögen ihre Bildgestaltung nach ihrer Vorstellung kontrollieren zu können. Außerdem wird sie hart mit der Grenze ihrer körperlichen Kraft konfrontiert. Sie arbeitet dennoch im Stehen, ringt sich ihre beiden letzten Bilder förmlich ab. Ihr sie begleitender Ehemann stützt sie während des gesamten Malprozesses. Scheinbar von starken Gefühlen bewegt, kämpft sie auf beeindruckende Weise mit den Materialien und in ausdrucksstarker Farbigkeit entsteht ihre erste Bildarbeit.

„Die schöpferische Tätigkeit ist die einzige Form, die Traurigkeit zu entschlüsseln, die das Schicksal des Menschen begleitet und belauert.“

Enrique Pichon



(Bild 1)

Im Wandel sein

Manchmal bin ich augenscheinlich die einzige, die einem letzten gemalten Ausdruckswerk kurz vor dem Tod eines Menschen, Wertschätzung entgegenbringt.

Der Ehemann bringt zwei große Säcke mit Malutensilien in den Therapieraum mit, in dem seine Frau ihre letzten beiden Bilder malen wird.

Er zeigt mir voller Stolz Fotos ihrer Arbeiten zu Zeiten, in denen sie leidenschaftlich malte, als wolle er nun ihre verminderte Gestaltungsfähigkeit damit entschuldigen. Doch es gibt ein nicht zu unterschätzendes Restvermögen des Ausdrucks, welches jedoch so gar nicht in unser so leistungsorientiertes Bewusstsein zu passen scheint.

Dazu kommt, das Unausweichliche nicht sehen wollen, obwohl man darum weiß.

In blasser Farbgebung und doch aufgewühlt während des Malprozesses, der sie viel Kraft kostet, entsteht ihr letztes Bild. Sie ist bereits im Wandel in eine neue Wirklichkeit, zu der sie sich schon am nächsten Tag weiter aufmachen wird.

*Vielleicht sollten wir lernen, dass das Unvollkommene,
eine andere Form der Perfektion ist,
die Form, die die Perfektion annimmt,
um geliebt zu werden.*

(Roberto Juarroz, Poesie und Wirklichkeit, Köln 1997, S.43)



(Bild II)

Über den Wassern

Es handelt sich um die letzte Bildarbeit eines schon betagten Patienten. Während des ersten kunsttherapeutischen Settings legt er eine bewegte Wasserfläche in Blau- und Grüntönen auf seiner Leinwand vor.

Eine Woche später möchte er an seinem Bild weiterarbeiten, doch seine körperliche Kraft ist bereits soweit gemindert, so dass ihm der ursprünglich geplante wohl strukturierte Aufbau seines Bildes nicht mehr recht gelingen will.

Der Wunsch, sein Bild in jedem Fall vollenden zu wollen, ist allerdings unvermindert stark in ihm gegenwärtig. Voller Freude wählt er sich die Farbe Gelb und setzt sie in schwungvollem Duktus auf die Leinwand. Erschöpft, doch zufrieden schaut er sich selbst in seinem Bild.

Lebenstanz

Tanzen will ich.

*Oh, ich will tanzen, wie ich bisher nie getanzt,
dass Gott nicht fühle sich
in mir als Knecht
und wie im Kerker - und in Ketten.*

*Oh Erde, gib mir Schwingen:
als Pfeil will ich durchbohren
den weiten Weltenraum,
dass ich vor mir Himmel sehe,
darüber Himmel
und Himmel unten –
und flammend schwingt mich Flut des Lichts
im Tanz
umwirbelnd und in Höhen, die ich nie erlebt,
dass Gott die Freiheit trinke neu, aus meinem Blute
und nimmer grolle:
„Ein Knecht bin ich im Kerker!“*

Lucian Blaga (übersetzt aus dem Rumänischen)



Heilsein inmitten des Unheils

Eine schwerkranke junge Mutter mit noch kleinen Kindern fiel mir durch ihre sanftmütige Anmut auf. Sie war in eine geradezu liebende Euphorie getaucht, als sie dieses Bild malte. Ein kleines Skizzenblatt, auf dem sie schnell und zielsicher die Farben verlaufen ließ. Sie schenkte es mir. Sie nahm einige Zeit später sehr bewusst Abschied, bevor sie ins Hospiz ging, von all denjenigen, die sie stationär begleitet hatten. Als ich das Zimmer betrat begrüßte sie mich freudig: „Schön, dass ich Dich auch noch einmal sehe.“

*Angst zu sterben
und Angst zu leben
hielten sich die Waage noch immer,
Natur trug unbekümmert
ihr altes Gewand.
Herzzerreißende Schönheit.
Das Leben war noch immer ein Geheimnis.
Der Tod ein andres.*

Marie Luise Kaschnitz



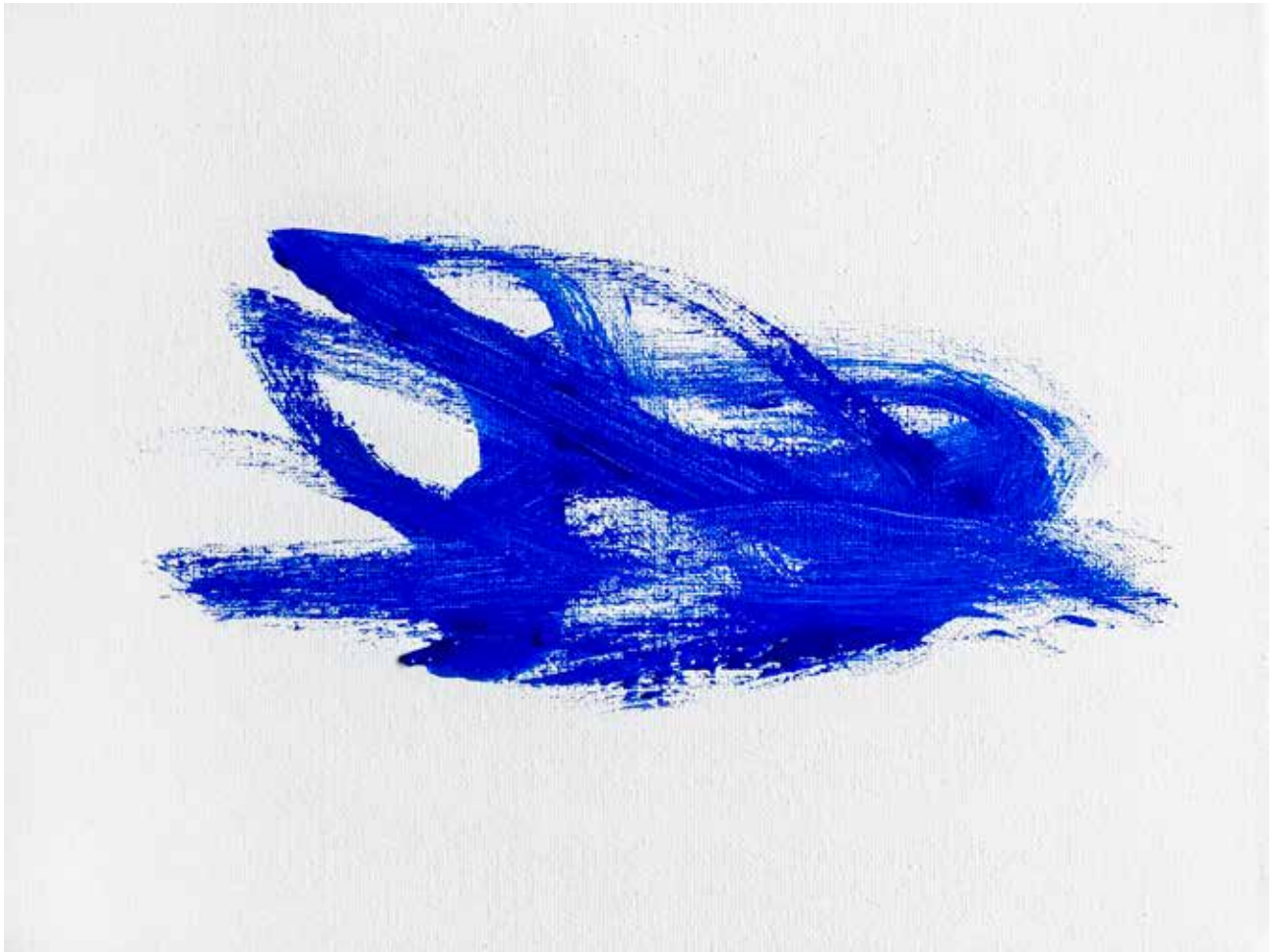
Der blaue (Seelen)Vogel

Die Malerin des kleinen blauen Vogels, der sich in stromlinienförmiger Eleganz auf den Weg zu machen schien, wollte mir zuvor mehrfach etwas für sie scheinbar sehr Wichtiges sagen. Doch so sehr ich mich bemühte, ich verstand sie nicht. Was blieb, war der nonverbale Weg ihres Selbstausdrucks über das Malen.

Gleich nach dem Entstehen dieser Zeichnung fiel mir das Gedicht von Jan Skácel, „*Der blaue Vogel*“ ein. (Jan Skácel, *Der blaue Vogel*, in: Rainer Kunze, *Wo wir zu Hause das Salz haben. Nachdichtungen*, Frankfurt am Main 2003)

Es ist die Geschichte einer Selbstbefreiung aus einem zu eng gewordenen Leben oder Weltbild. Der letzte Flug „nach Haus zur Mutter“ oder „nach Haus zu uns“, da wo Heimat sein kann, auch für immer, jenseits der kleinen Weile, die wir Leben nennen. Denn auch diese Geschichte des blauen Vogels endete mit dem Tod. So ist es auch eine Geschichte über das Sterben an sich, dem Abschiednehmen von unserem Dasein, dem einzigen, das wir mit seinen Höhen und Tiefen des Erlebens her subjektiv kennen. Jeder Mensch in seinem eigenen Maß, auf die ihm eigene Weise. Darum sind solche Abschiedsbilder wichtig und wertvoll, veranschaulichen sie uns doch unsere Gegenwärtigkeit, dass es uns wirklich gibt: „Ich sehe mich im Spiegel meines Ausdrucks“ und erlebe mich gleichzeitig im Austausch voller Innigkeit in der Begegnung Mensch zu Mensch. Für mich selbst war dieses Gedicht einst ein vorweg genommener Abschied, den ich sehr bald konkret durch den Tod eines geliebten Menschen erfahren sollte.

Dieses Bild in seiner erstaunlichen Dreidimensionalität, gemalt von einem sehr bald sterben werdenden Menschen bedeutet mir selbst darum viel, illustriert es doch das Gedicht von Scácel auf sehr persönliche Weise in einer letzten Ich-und-Du Begegnung. Es fügt sich in meine eigene Lebensbiografie als kleiner, doch so wesentlicher Mosaikstein eigener Erinnerung mit ein.



Kastanienzeit

Ich brachte dieser Patientin eine erste vom Baum gefallene Kastanie mit, die sie lange betrachtete und dieses Bild voller Schönheit und Gefühlswärme entstehen ließ. Als sei sie selbst die liegende Gestalt inmitten des Grün des Grases, auf dem kurz zuvor die Kastanie in der Morgensonne lag und dem jetzt visuell wärmenden und herzförmig sie umhüllenden Sonnengelb.

Der Tod der Geliebten

*Er wußte nur vom Tod, was alle wissen:
dass er uns nimmt und in das Stumme stößt.
Als aber sie, nicht von ihm fortgerissen,
nein, leis aus seinen Augen ausgelöst,
hinüberglied zu unbekanntem Schatten,
und als er fühlte, dass sie drüben nun
wie einen Mond ihr Mädchenlächeln hatten
und ihre Weise wohlzutun:
Da wurden ihm die Toten so bekannt,
als wäre er durch sie mit einem jeden
ganz nah verwandt; er ließ die andern reden
und glaubte nicht und nannte jenes Land
das gutgelegene, das immersüße. -
Und tastete es ab für ihre Füße.*

Rainer Maria Rilke



(Bild 1)

Der gelbe Vogel

Mit großen Augen fixiert dieselbe Patientin eine Woche später lange und fasziniert ihre letzte Malerei.

An sich hatte man ihr gesagt, dass sie am nächsten Tag entlassen wird. Als ich sie daraufhin anspreche, schüttelt sie wild mit dem Kopf und bekräftigt somit ein Nein, welches sie nicht mehr verbal artikulieren kann.

Ein kleiner gelber Vogel scheint im Aufbruch. Ob sie ihn als solchen erkannte?

Eine Stunde später stirbt sie.

*Das Leben zeichnet einen Baum,
und der Tod zeichnet einen anderen.*

*Das Leben zeichnet ein Nest
und der Tod kopiert es.*

*Das Leben zeichnet einen Vogel,
damit er im Nest wohne,
und der Tod zeichnet plötzlich
einen anderen Vogel.*

(Roberto Juarroz, Poesie und Wirklichkeit, Köln 1997, S. 53)



(Bild II)

Unser Schrebergarten

Es handelt sich um die erste Hospitzpatientin, die zu mir in die Kunsttherapie kam und das voller Begeisterung vom ersten Moment an. Oftmals musste das Setting unterbrochen werden, weil ihr übel wurde und sie sich übergeben musste. Ein weiteres Mal erzählte sie mir dann, dass sie die ganze Woche über mit dem Blick auf das begonnene Bild überlegte, wie sie es weiter gestalten wolle. Sie sprudelte über vor Ideen und Erinnerungen an ihren alten Schrebergarten. Einmal sagte sie: „Ich habe viel Schweres erlebt, doch das Leben war auch schön“ und lächelt mich an.

Wachsen dürfen

*Eine Insel erfinden
allfarben
wie das Licht*

*In seinem
Schatten
willkommen heißen
die Erde*

*Sie bitten
uns aufzunehmen
in
Gärten*

*wo wir wachsen dürfen
brüderlich
Mensch an Mensch.*

Rose Ausländer



Auf hoher See

„Nun ist der Geist aus der Flasche geschlüpft. Jetzt gibt es kein Zurück mehr. Der lässt sich da nicht mehr wieder einsperren.“

Er lacht während er das sagt. Mit Humor habe er sein Leben oft nur bewältigen können. Nun sei es nun einmal so, dass seine Lebenszeit sich begrenzt habe. Er wolle das Beste daraus machen. Das Original seiner Malerei wurde übrigens eines Tages auf der Station, auf der es entstanden war und lange Zeit ausgestellt blieb, innerhalb einer Aufräumaktion achtlos entsorgt, ganz im Sinne der volkstümlichen Frage: „Ist das Kunst oder kann das weg?“

Nach neuen Meeren

*Dorthin - will ich; und traue
mir fortan und meinem Griff.
Offen liegt das Meer, ins Blaue
treibt mein Genueser Schiff
Alles glänzt mir neu und neuer,*

*Mittag schläft auf Raum und Zeit –;
Nur dein Auge – ungeheuer
Blickt mich ´s an, Unendlichkeit!*

Friedrich Nietzsche



(Bild 1)

Bild meines Lebens

Er fühlte sich sichtlich geborgen im Hospiz. Seine Art zu malen wandelte sich. Waren seine Bilder zuvor hart und dramatisch wie sein bisheriges Leben, das er immer wieder in seinen Zeichnungen artikulierte, so wurde zumindest seine Farb- und Formensprache weicher, illustrativer, märchenhafter.

Das alles zerstörende Feuer war immer wieder ein wichtiges Thema in seiner Lebensbiographie. In diesem letzten Bildwerk greifen die Flammen im Bildhintergrund mit aller Kraft um sich. Der Himmel hat sich verdunkelt, ein Nachtvogel fliegt auf. Windet sich eine grüne Liane oder doch eine Schlange um den dunkel sich einschwärmenden Baum? Das Reh steht unschuldig und wie angewurzelt davor. Ein kleiner Hase scheint die Geschehnisse nicht weiter zu beachten. Inmitten des unteren Bildteils entspringt eine blaue Quelle.

„Das ist keine gewöhnliche Quelle,“ erklärt Monsieur Linh dem dicken Mann. *„Man sagt, dass das Wasser, dem der es trinkt, das Vergessen schenkt. Man vergisst die schlimmen Ereignisse. Wenn einer von uns ahnt, dass er sterben wird, dann kommt er allein hierher zur Quelle. Das ganze Dorf weiß, wohin er geht, aber niemand begleitet ihn. Er muss seinen Weg allein gehen. Er kniet sich nieder, und kaum hat er von dem Wasser getrunken, wird sein Gedächtnis leicht: nur die heiteren Augenblicke bleiben zurück, die glücklichen, schönen Stunden. Die anderen Erinnerungen, die unglücklichen, schmerzlichen, die in der Seele brennen und an ihr zehren, sie verschwinden alle, sie lösen sich im Quellwasser auf wie ein Tropfen Tinte im Ozean.“* (Philippe Claudel, 2007, *Monsieur Linh und die Gabe der Hoffnung*, S.100)

„Und wen dürstet, der komme; und wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst.“
(Offenbarung 22,17)

*Ich habe die Welt in mir
und den Himmel,
die Menschheit und die Tierheit.
Ich habe die Geschichte,
die Gesellschaft, den Trug
und die Mächte in mir.
Ich habe zuallererst Gott in mir,
und deshalb finde ich
das Allumfassende in dir.
Alle Kräfte, alle Schöpfermacht,
alle Tode, alle Leben
des Ursprungs und Urgrunds
sind in mir und in dir.*

Konrad Pfaff



(Bild II)

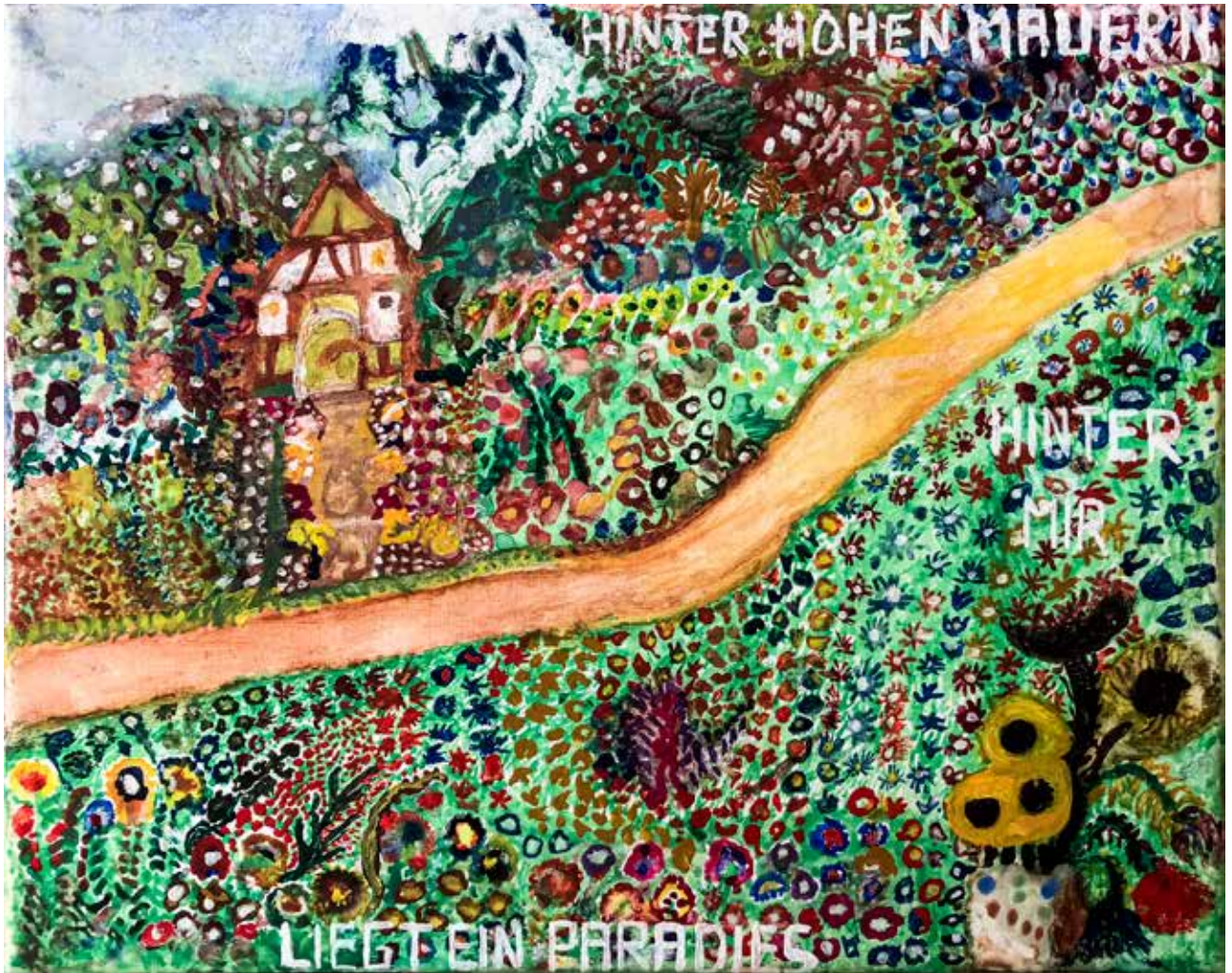
Erfahrung einer Begleitung

Sie hat Atemaussetzer. Ich gehe nicht zu ihr ins Zimmer, achte die Privatsphäre eines wohl bald sterben werdenden Menschen.

Ich erinnere, dass ich vor vielleicht vier Wochen dachte, dass nach der Bildarbeit über einen Zeitraum von Sommerende bis erneutem Sommeranfang das Leben parallel bald zu Ende gehen würde. Doch nein, sie wolle ein weiteres größeres, dieses ergänzendes Bild malen. Eine ganze Siedlung soll es werden inmitten blühender Wiesen, wie bei der ersten Arbeit, nur etwas großzügiger anlegen wollte sie Häuser und Blumen. „Wollen Sie vorzeichnen?“ frage ich sie. „Nein, habe ich doch bei diesem Bild hier auch nicht gemacht. Jeder fragt mich, ob ich das vorgezeichnet habe. Nein, ich habe direkt auf die Leinwand gemalt. Was denken die denn immer?“ Zu unserer abschließenden Bildreflexion ihrer ersten, nun beendeten Arbeit suche ich einen kleinen Naturtext aus einem Gedichtband und lese ihn ihr vor. Als ich einen Moment lang abgelenkt bin, schaut sie ins Buch, entdeckt den Text von Arno Holz, der direkt danebensteht: *Hinter hohen Mauern* und sagt begeistert: „Genauso träume ich das immer,“ „Der Text passt viel besser als der andere“. Sie möchte, dass wir diesen Text in das Bild schreiben, sonst sei sie nicht zufrieden, wäre das Bild nicht vollständig und sie könne das Bild nicht verschenken. Wir schreiben es gemeinsam und viele Besucher, Mitarbeiter sind begeistert, wünschen sich eine Farbkopie, die wir auch anfertigen und die sie dann weiterschenkt. Die allgemeine Anerkennung wird ihr ein wenig zu viel, mir auch fast, auch wenn es eine schöne Bestätigung ist für die gemeinsame Arbeit. Wir hatten uns zum Schluss wie in eine Art Kokon begeben. Das Bild, sie und ich geschützt darin und geborgen vor der Gefahr allzu kritischer Außenblicke darauf. Es begann mit ihrer angeleiteten Traumreise vor bald einem Jahr, während der das innere Bild in ihr entstand und welches sie malen wollte. Es war ein Ort voller Schönheit und wir teilten ihn mit einem Patienten, der sich eine Weile zu uns zum Malen gesellte. *Das Bild seines Lebens* beendete er eher und ging dann recht bald von uns. Wir legten einmal beide Bilder zueinander, sie ergänzten einander, eines das andere und wir freuten uns gemeinsam daran, dass sie eine Einheit zu ergeben schienen. Zwei Menschen am Ende ihres Lebens begegnen sich im Dialog über ihre Bilder, in gegenseitiger Achtung und Wertschätzung und lernen voneinander.

Es kamen weitere Mitmalende, die nicht lange blieben, die kamen und noch schneller wieder fortgingen.

Ich sehe auf die große leere, weiße Leinwand vor mir, die sie sich noch wünschte. Tränen des Abschieds steigen in mir auf. Die gemeinsame Erfahrung unseres Weges, den wir zusammen gehen durften, verdichtete sich plötzlich auf dieser weißen, noch unbesetzten Fläche in meinem Blick und wird mir zum Leben selbst. Ich denke an ihre Tochter, auch an den kleinen Hund, der sie täglich besuchte und dem sie links oben im Bild einen eigenen Platz im vorausgeträumten, eigen geschaffenen *Paradies* einräumte.



Hinter hohen Mauern

Hinter hohen Mauern,
hinter mir liegt ein Paradies.
Grüne glitzernde Stachelbeersträucher,
eine Strohbude
und Bäume und Glaskirschen.
Niemand weiß von ihm.
An einem Halm
klettert ein Marienkäferchen,
plums, und fällt in goldgelbe Butterblumen.
Hilfreich neigen sich Tausendschönchen.
Stiefmütterchen machen ein böses Gesicht.
Verschollen
glänzen
Die Beete!

Arno Holz

Geburt des Elefanten

Diese an diesem Tag sehr unruhige Patientin hatte zuvor einmal in der Reha gemalt und malte dieses Bild an ihrem Entlassungstag von der Palliativstation. Ganz euphorisch gestimmt oder auch einfach voller Freude sah sie ihr Bild an und entdeckte immer wieder Neues darin. Eine ganze Elefantenherde belustigte sie gegen Ende des Settings.

Sie hätte nicht für möglich gehalten, dass ihre innere Anspannung so von ihr abfallen könne, sagt sie, denn davor kreisten ihre Gedanken um wichtige Dinge, die sie nach ihrem Krankenhausaufenthalt erledigen wollte und die Kraft kosten würden.

Im Bild ist ein erstaunliches Geheimnis verborgen, welches erst mit einem zweiten Blick auf das Bild (oben rechts), zu erkennen ist. Unter anderen Umständen hätte es vielleicht einer weiteren gemeinsamen inhaltlichen Reflexion bedurft, dies zu entdecken, doch sehr bald wurde diese Malerin ins Hospiz verlegt und verstarb dort auch kurze Zeit später.

Mit der Mutter jedoch kam ich eine Weile nach dem Tode der Tochter ins Gespräch, die dieses Bild zwar bereits kannte, doch es noch einmal mit einem zweiten Blick neu zu sehen lernte.

Ich geh unter lauter Schatten

Was ist denn das für eine Zeit –?

Die Wälder sind voll von Traumgetier.

Wenn ich nur wüßte, wer immer so schreit.

Weiß nicht einmal, ob es regnet oder schneit,

ob du erfrierst auf dem Weg zu mir –

Die Wälder sind voll von Traumgetier.

Ich geh unter lauter Schatten –

Es sind Netze gespannt zwischen dir und mir,

und was sich drin fängt, ist nicht von hier,

ist, was wir längst vergessen hatten.

Wenn ich nur wüßte, wer immer so schreit.

Alexander Xaver Gwerder



Der Baum

Ein etwa achtzigjähriger Mann malt kurz vor seinem Tod, angeregt durch diesen kleinen vorangestellten Text, einen Baum.

Aufgrund seiner mangelnden Fähigkeit, diesen Baum aus der Erinnerung erkennbar als solchen realistisch darzustellen, verwirft er diese Tusche-Skizze als misslungen. Noch ehe er sie entsorgen kann, bitte ich ihn um dieses Blatt, welches er mir bereitwillig überlässt. Meine zahlreichen Bemühungen zur eigenen Wertschätzung seiner Zeichnung bleiben hingegen erfolglos.

Er hatte zu anderen Zeiten Metall bearbeitet und viel bewunderte kunstgewerbliche Gegenstände hergestellt. Sein zarter Darstellungsversuch eines Baumes schien ihm weit hinter seinen gewohnten handwerklichen Fähigkeiten zu liegen, erschien ihm selber zu unvollkommen und ungenügend, um weiter Beachtung zu finden.

Für mich selber sind solche Reaktionen der Abwehr auf einen in meinen Augen gelungene authentischen Ausdruck immer unbefriedigend, manchmal fast entmutigend und mit Selbstzweifeln an der eigenen Arbeit verbunden, trotz meines Wissens um die Möglichkeit der Ablehnung eines Menschen gegenüber dem Spiegel, den sein eigenes Bildwerk ihm schafft, der eigenen zunächst auch befremdenden Konfrontation mit dem eigenen Selbst. Dazu kommt, dass in einer leistungsorientierten Gesellschaft ein absichtslos hingeworfenes Bild wie dieses, ja mehr ein unsicheres, zaghaftes „Irgendwie“, welches vielleicht nur vage einem Baum zu ähneln vermag, es nicht unbedingt leicht haben wird, ein allgemein wohlwollendes Verständnis zu finden. Ein solches Bild steht jedoch gleichbedeutend zu dem Menschen in Beziehung, der es malte, welcher ebenso fragend, zaghaft, fragil geworden, sich selbst in der Form des Symbols zur Gestalt bringt und sich darin selbst erkennt. Vielleicht ist es gar kein Baum, ein visualisiertes Irgendetwas, welches es zu entschlüsseln gilt und später zur Aufgabe des Betrachters werden kann.

Doch ist es neben einem Akt einer Neukonstituierung des hier malenden Menschen nicht unwichtig zu sehen, auf der sinnlichen Ebene wahrzunehmen, wer dieser Mensch nun ist hinter seiner Bemühung, sich schicksalhaft in den Krankenhausalltag einfügen zu wollen, es durchaus auch zu müssen, mit all den Erwartungen an ihn und seine Vernunft, an sich selbst, auch nicht zu viel Mühe machen zu wollen, schon gar nicht mit den Gefühlen seiner inneren Wirrnis und Zerrissenheit, während ihm das eigene Leben fühlbar zu entrinnen droht.

Wer so malt, kommt sich selber spürbar sehr nah. Später erhielt die kleine karge und doch so ausdrucksstarke Zeichnung dann die Funktion eines ihm Sicherheit gebenden, untrennbar mit ihm verbundenen Übergangs Objektes (Winnicott). Zwei Tage vor seinem Tod, so wurde mir berichtet, habe er über eine mitgebrachte Kopie seines letzten Werkes und mithilfe einer einführenden Begleitung, eine gute und ihm hilfreiche Beziehung zu seiner Bildarbeit aufbauen können.

Wie ich hörte, presste er das Bild fest an seinen Körper und wollte es bei sich halten, wie ein letztes wertvoll gewordenes Kleinod seiner Selbst, ihm nah, ihn mit eigener Gefühlskraft wärmend.



*Wende dich manchmal,
versuch es einfach
von dir und deinem Leiden ab
und suche ein Bild, Baum,
Erinnerung beseelter Art.
Schon geht's dir besser.*

Konrad Pfaff

Die Sterbende

Mich bewegte besonders eine an sich unspektakulär zu nennende kleine farbige Tuschezeichnung eines von seiner Frau Abschied nehmenden Ehemannes: Kaum wahrnehmbar vervollständigte er mit dem Bleistift sich zufällig gebildete Lineaturen einer klecksartigen Farbkomposition, die er als Pause einer zuvor gefertigten zu wässrig geratenen Aquarellstudie abgenommen hatte. In sehr achtsamer, geradezu zärtlicher Weise zeichnete er die Umriss eines Frauenbildnisses nach, bis diejenige zu erkennen war, um die es ihm ging.

Auch diese ihn zu Tränen erschütternde Trauer um seine bald sterben werdende Ehefrau erinnert mich an folgende Worte des Malers und Kunsttheoretikers John Bergers:

„Was heißt Ähnlichkeit? Wenn jemand stirbt, hinterlässt er allen, die ihn kannten, eine Leere: einen fest umrissenen Raum, der für jeden zu Betruernden anders ausfällt. Die Konturen dieses Raumes umschreiben die Ähnlichkeit eines Menschen, und sie sucht der Künstler, wenn er ein lebendiges Porträt schaffen will. Die Ähnlichkeit ist etwas, das man unsichtbar zurücklässt.“ (John Berger, *Schritte zu einer kleinen Theorie der Sichtbarkeit*, Ostfildern 1996, S. 37)

Diese Ähnlichkeit, von der John Berger spricht, vergegenwärtigte sich für mich im Erleben des Abschied nehmenden Ehemannes bereits noch zu Lebzeiten seiner Frau. Diese verlangte hier und jetzt nach Artikulation, um der eigenen Trauer Gestalt geben zu können, sie zu ertragen, ihrer ansichtig zu werden im eigenen Bildwerk. Nur sein gefühlter Schmerz, seine Tränen drängten ihn dazu, das vorliegende Bild überhaupt entstehen zu lassen.

Über dem liegenden Frauenbildnis liegt ein sich ausbreitender roter Farbfleck, wie zerfließendes rotes Herzblut, ein sich scheinbar auflösendes Formgebilde – im tatsächlichen Wortsinn herzerreißendes Trauererleben, die Trennung und der Schmerz zu unerträglich, um Worte zu finden.

Die Zeichnung macht Trauer und Schmerz nicht ungeschehen, doch mildert sie diese ab, dämpft gar den eigenen freien Fall im nahen Selbsterleben eines „So ist es!“ oder „So wird es sein!“ und der möglich werdenden Annahme des sehr bald zu erwartenden Eintritts des Todes seiner Frau. Was für eine schöne und stille, vielleicht letzte Art von Liebeserklärung, dachte ich, als ich später das Krankenzimmer betrat. Da lag plötzlich die zuvor von ihrem Mann behutsam gezeichnete Person, in geradezu derselben Position, die ich von der Zeichnung ihres Mannes her kannte, offensichtlich matt und kraftlos, doch durchaus präsent genug, eingerahmt von ihrem Mann und ihren beiden jungen Söhnen, in einer fast heiteren Atmosphäre miteinander ins leise Gespräch vertieft.

Was für ein tiefes Erkennen des Menschen, den er liebte, den er so wesentlich nachzubilden vermochte, dass ich Sie, (seine Frau) gleich wiedererkannte, ohne sie vorher je gesehen oder gekannt zu haben. Ich spürte etwas von der Würde und Schönheit dieser Zusammengehörigkeit, dieses Abschieds.



*Abschied
Ich sehe dein Gesicht
Gewohnte Züge
Nach Erinnerung wieder entdeckt*

Matthias Pfaff

Morgenröte

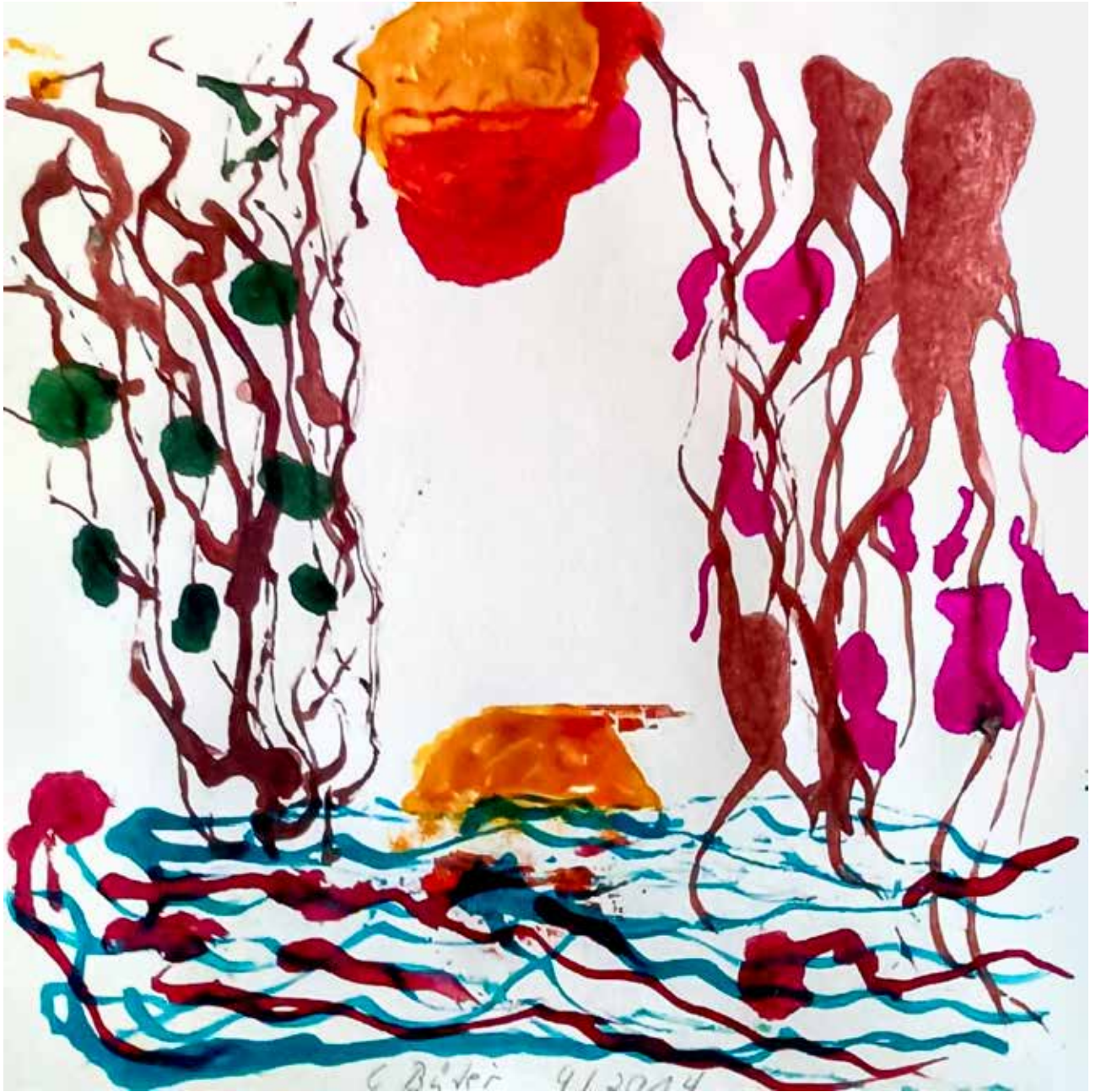
Es handelt sich hier um die Malerei einer Frau mittleren Alters, die kurz vor ihrem Tode steht und sehr mit ihrem frühen Sterben seelisch zu kämpfen hat. Anselm Grün sagt mitten hinein in dieses, so verständliche Hadern mit dem Tod:

„Es gibt keinen Tod, der nicht zum Leben führt, keinen Schmerz, der nicht zur Freude werden kann. Es ist die Liebe bis zur Vollendung, die Liebe, die alles Gegensätzliche in mir einschließt.“ (Quelle unbekannt)

Ein perlenartiger, überwiegend rotoniger Vorhang lichtet sich auf dramatische Weise und gibt den Blick frei auf eine wie verklärt anmutende Morgenröte, die sich im Wasser spiegelt und hier genauso, geradezu unterschiedslos an eine Abendröte erinnert. Scheinbare Gegensätze werden unwichtig, fallen zusammen oder heben einander auf. Nach all der Qual, Pein und Verzweiflung, der inneren Konfrontation mit dem baldigen, eigenen bevorstehenden Tod, dem Aufbegehren dagegen, ereignet sich im Bildwerk etwas Neues, etwas Anderes: Gefühlte Angst wandelt sich plötzlich zu ansichtig gewordener sanfter Daseinsschönheit. Inmitten des brutal erlebten Aufbegehrens und Abschiednehmen Müssens vom eigenen Leben, gibt das Bild bereits den Blick frei, ist einen Schritt weiter, bereitet dem nachhinkenden Bewusstsein den Weg an einen von uns aus empfunden in die Ferne weisenden Ort, der sich doch nah hinter einem zu ahnenden Horizont verbirgt. – Ein Bild entsteht aus der eigenen Tiefe, in seiner Transzendenz wirksam gewordene Schönheit, malt sich einfach. Auch ohne die Einwilligung der Malerin selbst, erschafft sich ein neuer wahrnehmbarer Sinn. Die Malerin selbst und ihr Lebenspartner nahmen das Bild noch während des kunsttherapeutischen Settings zum Anlass, darüber miteinander in den Dialog zu treten. Das Bild wurde gedreht, gewendet, unterschiedliche Möglichkeiten der Bedeutung wurden erwogen, erörtert, leise flüsternd, unverständlich für die anderen Teilnehmer*innen im Raum. Es war Bestandteil eines intensiven Austausches geworden, eines Miteinanders, einer durchaus lustvoll erlebten Begegnung inmitten von Sorge, immer wiederkehrender Verzweiflung und vor allem inmitten großer Trauer des sicher bevorstehenden Abschieds voneinander.

*„Öffnen wir uns für Erlebnisse, die heißen könnten: Kind, Partner, Mitmensch, **meine Seele grüßt deine Seele** in Andacht, Ehrfurcht, und Liebe? Meine Seele verbindet sich mit deiner Seele im großen Geist allen Liebens, denn das Allumfassende ist der Geisthauch, der alle Seelen belebt.“ (Stephanie Krenn, Die Kreativität des Seins in uns, in: Glaub an Dich, Aachen 2006, S.124)*

„Das In-Symbolen-sprechen erleichtert dem Sterbenden und dem Hörenden, dem „Mehr“, dem Dahinterliegenden und den Veränderungen verständlichen und zugleich milden Ausdruck zu geben. Wir helfen uns so, die Veränderung des Seelenortes mitzuteilen, dem Geist Flügel zu verleihen und gleichzeitig unsere Verbundenheit mit dem Noch-hiersein aufzuzeigen.“ (Stephanie Krenn, Die Sprache der Sterbenden, in: Glaub an Dich, Aachen 2006, S.184)



Lineaturen

„Was sich hier vollzieht ist, der Seele zu folgen in Höhen und Weiten und Tiefen und dadurch die Angst zu verlieren, das heißt, sich verstehend in das Unabwendbare und Unvergängliche einzulassen.“ (Stephanie Krenn, Die Sprache der Sterbenden, in: Glaub an Dich, 2006 Aachen, S.184)

Ein stiller, in sich gekehrter Mann malt, in sich selbst versunken, seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit sammelnd mit den Farben Silber, Blau, Schwarz und etwas Rot. Seine Lineaturen schießen energiegeladen, kraftvoll und dunkel durch den Raum, als sei es Nacht geworden. Sein Bild mit gerade dieser Farbgebung, in dieser Dynamik, hat offenbar eine große Bedeutung für ihn selbst. Er bedauert es sehr, so spät wie er fand, diese Art des Malens kennengelernt zu haben. Er verneigt sich beim Abschied und bedankt sich für die von ihm so wertgeschätzte Ermöglichung, wohl dafür, sich erstmalig mitsamt seiner ganzen Fühlkraft zum Ausdruck bringen zu dürfen.

Er mochte sich emotional in einem Dazwischen empfunden haben, einerseits ganz verortet im gegenwärtigen Dasein, von dem er wusste, dass es ihm nur noch vorübergehend Heimat sein konnte. Welches er mit ganzer Aufmerksamkeit zu feiern schien, mit einer letzten Bildarbeit, die ihn ebenso selber vergegenwärtigte und mit der er engste Verbindung knüpfte. Sein Bild erhob ihn nah zu sich selbst und ich erfuhr ihn als einen sich neu gründenden, der ersten Schöpfung nahen geistbeseelten Mann. Er erschien mir als ein Mensch, der fasziniert, fast schauend, über die ausgewählten und prunkvollen Symbolfarben für das Himmlische, sich in zweiter Schöpfung seinen eigenen Selbsthimmel schuf und so schon den Himmel zu berühren schien.

Ich erlebte ihn im flow, wie im Wunder einer selbst geschaffenen Sphäre oder Ordnung, inmitten einer Erfahrung höchster Lebensintensität, des Ausschöpfens der Fülle eines geschenkten Moments, von ihm gefeiert wie ein Fest der Schönheit, mitsamt einer unbestimmten Hoffnung der Erwartung.

Eigener Mikrokosmos begegnet der unendlichen Weite des makrokosmischen Alls, fürchtet nicht die Dunkelheit, nimmt ihr Geheimnis an. *„Einst erlöschen alle Sterne, doch leuchten sie bis zuletzt ohne Angst.“ Edith Södergran*



Treibgut

Wieder eine andere junge Frau kämpfte mit ihrem eigenen Bildwerk. Sie hatte bisher Bilder in Form von Malen nach Zahlen hergestellt. Das gab ihr Sicherheit, Erfolgserlebnisse und ein dekoratives Bildergebnis. Plötzlich wurde sie erbarmungslos mit sich selbst konfrontiert. Das Bild wollte nicht wie in der ihr bekannten Weise gelingen und Form um Form zerstörte sich immer wieder und ließ sie darüber verzweifelt in Tränen ausbrechen. Dann entstand eine neue Formgebung oder auch eine an einen kostbaren Kristall erinnernde, anmutig auf dem Wasser dahingleitende Blüte. Das war ein ihrer inneren Situation entsprechendes, nahes Bild. Sie nannte das Bild „Treibgut“ und empfand sich ebenso treibend auf dem Wasser wie diese Blüte.

Sie sah sich selbst im Spiegel dieses Blattes. Das mochte sie nicht annehmen und ersehnte die sichere Struktur ihrer gewohnten Malen-nach-Zahlen-Werke. Stolz zeigte sie mir die Fotos solcher Schöpfungen. Solche und keine anderen Bilder wollte sie malen. Ihre Erschütterung durch ein selbstnahes, ein authentisches Bild sah sie eher als Gefühlsentgleisung an und schätzte diese Art ihrer Malerei nicht wirklich wert.

Welchen Einfluss dieses letzte von ihr gemalte Bild tatsächlich auf das Geschehen einer bewussten Verarbeitung ihrer Erkrankung „zum eigenen Tode hin“ nehmen konnte, bleibt offen. Ihr Tiefenbewusstsein, ihre Seele waren bereit, weiter als es ihr gegenwärtig bewusst war, weiter als sie selbst in ihrer Eigenwahrnehmung und Abwehr gegen das Unabänderliche. Ihr Tiefenbewusstsein ließ sie bereits treiben innerhalb der Schönheit einer kristallinen Blüte, sanft treibend und dahingleitend. Es ist dieses ruhige, hingeebene Gleiten, ein absichtsloses sich Treibenlassen hinein in unbekannte Gewässer. Sind es nicht doch gerade auch die klaren Gewässer der eigenen Seele, in die hinein wir uns getrost und voller Vertrauen hineintreiben lassen können?

„Bereit sein für den Tod und das Sterben, heißt ihm den Stachel zu nehmen und ihn zu besiegen. Wo ist dein Schrecken Tod? Er ist nicht länger schrecklich, wenn wir einwilligen. Tapferkeit, Kraft und Mut machen aus dem schicksalsbösen Tod Leben.“

Konrad Pfaff



*Vertrau einfach
Fühl dich
mitten im Segen
auch wenn du
dich nicht so fühlst
das ist Leben*

Konrad Pfaff

Eine Begegnung

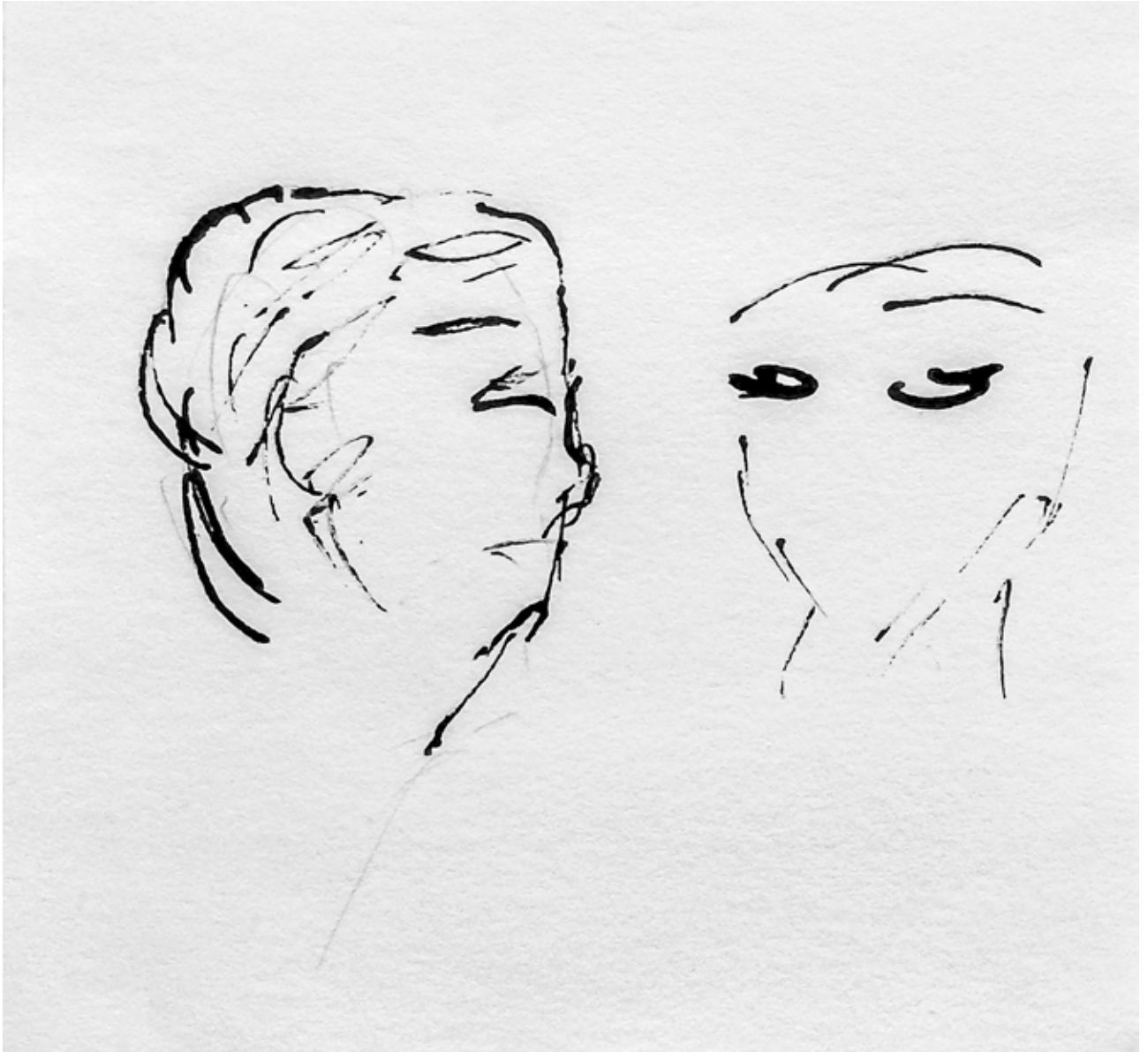
Diese etwa 75 Jahre alte Patientin begleitete ich über einen Zeitraum von vielleicht zwei Jahren, während dessen sie nach und nach die Hoffnung verlor, doch noch so weit zu genesen, um dauerhaft in ihr gewohntes Leben zurückkehren zu können. Leidenschaftlich zeichnete und malte sie stattdessen, wann immer sie die Kraft fand oder ihr danach zumute war.

Das Malen wurde ihr zum Lebensinhalt und jede Woche aufs Neue, sahen wir uns gemeinsam die neuesten Werke an. Sie brauchte nur wenige Impulse, einen sie berührenden kurzen Text, eine Kunstkarte, die sie innerlich bewegte, reichten aus, um ihren inneren Bilderreichtum zu wecken. Oft antwortete sie mit kleinen Illustrationen, die sie in bequemer Lage im Bett entstehen ließ. Manchmal schrieb sie Worte, einen Satz ins Bild, ganze Bildserien entstanden auf diese Weise. Blumen, Tiere, die Elemente, angeregt durch den Sonnengesang des Franz von Assisi, waren ihre bevorzugten Themen.

Seltener drückte sie konkret eigene Ängste, ihre Bedrückung aus. Dann entstand vielleicht so etwas wie ein „Dunkles Land“, begrenzt von einer roten Feuerwand, konnte ein Bild gar ein inneres Angst-Zittern einfangen, um jedoch auch wieder hoffnungsvoll zu neuer Kraft erwacht eine jung erblühte Blume hervorzubringen. Vier Wochen hindurch ging es ihr emotional einmal sehr schlecht und sie nannte ein kurz nach dieser durchlittenen Zeit gemaltes Bild dann knapp und schlicht: „Vier Wochen“.

Diese hier abgebildete schwarze Tuschezeichnung fand ich erst nach ihrem Tode in ihrem reichhaltigen Bildernachlass vor. Sie sprach nie über dieses kleine, mit schwarzer Tusche, offenbar kurz vor ihrem Tod gezeichnete Blatt, welches mir mit seiner ganzen Ausdruckskraft visuell hart entgegenschlug:

Entstanden ist offensichtlich das Selbstportrait einer besonderen Begegnung: Eros begegnet Thanatos. Sie-Selbst scheinbar Auge in Auge mit dem Tod in Gestalt eines mundlosen, vogelartigen Wesens, Gauklers, erotischen Verführers, eines Trixters, dieses Verwirrung stiftenden göttlichen Schelms aus der indianischen Mythologie, mit im wahren Sinn des Wortes geradezu toternstem Hintersinn. Ein ernstzunehmender Spaßvogel, auch dem griechischen Götterboten Hermes verwandt, der sich eilfertig zwischen den Welten hin und her bewegt, vom Diesseits ins Jenseits springt und hieraus wieder zurück, jedoch immer als Mittler zwischen den Welten, dem Menschen (wie ein kleines Helfer-Ich) zur Hilfe eilend, um ihm von seiner Weisheit zu künden. Ein mythisches Wesen des Übergangs, der Überlieferung nach nicht ganz zu dieser und auch nicht ganz zur andern Welt gehörend.



*Geist-Seele, du bist nackt und frei.
Nackt, ohne dass Haut dich umhüllt,
Freiheit jenseits erdhaften Denkens.
Frei und nackt bist du,
und es beginnt etwas Neues-Uraltes.
Du bist neugierig,
du sicherst dich ab,
du erfährst Teilhabe,
und schon bist du im Liebes-Spiel,
schon bist du in der Liebe frei und nackt.
Und eins weiß ich gewiss:
Du bist eine andere,
du bist jetzt eine Andere.*

Matthias Pfaff

Blick in den See

Nach der Betrachtung einer Kunstkarte Otto Modersohns, „Mädchen am Moorkanal“, die sie für sich auswählte und dem Hören des kleinen, unter dem Bildwerk abgedruckten Naturtextes, malt eine Frau einige Wochen vor ihrem Tod hierzu ihre eigene Bildantwort.

Eine leicht bewegte blautonige Wasserfläche und eine offensichtlich versinkende Gestalt sind zu erkennen. Groß, sprechend und sehr angstvoll schauen die Augen aus einem fast schon versunkenen Gesicht. Sie greift die Gestalt des Kindes der Malerei Otto Modersohns auf, die sie zuvor lange betrachtete. Zu sehen war hier ein kleines, blondes, rotgekleidetes Mädchen. Im Schutze eines Baumes schaut es sinnend in die Dunkelheit eines moorigen Gewässers. Eine kleine lichte Öffnung über dem Moorgestrüpp lichtet das undurchdringliche Dunkel.

Das entstandene Bild, in dem mir angstvoll geweitete Augen entgegensehen, brannte sich mir in die Erinnerung und ich sehe sofort den Menschen hierzu, der das Bild malte. Sie mochte sich wiedergefunden haben in dieser sinnenden Kindergestalt. Sie selbst erlebte ich zuvor in einer dumpfen depressiven Stimmung, des teilnahmslosen vor sich Hinschauens und müde vor sich hin Dämmerns. Die Dramatik der versinkenden Gestalt, die mich bewegte, schien sie selbst so nicht wahrzunehmen, obwohl sie wusste, dass sie bald ins Hospiz gehen würde und das im Malkreis, für manche Teilnehmer*innen erschreckend offen im Gespräch thematisierte. „Die Gestalt schaut ins Wasser“, so reflektierte sie ihr eigenes Werk. „Das soll sie doch, oder?“ fragt sie mich erwartungsvoll. Mit ihrem gemalten Bild war sie sehr zufrieden. Ihre Angst, die sie lähmte, hatte sie zum Ausdruck gebracht, ihr Gestalt verliehen, sie aufs Papier gebannt. Was macht es, dass sie die Dramatik im Bild offenbar gar nicht wahrnahm, was sie ja ohnehin wusste: „Ich werde bald sterben“. Ihr Blick schützte sie im Nicht-sehen-wollen. Für sie war es der „Blick in den See“ und dieser Blick tat ihrer müden Seele wohl. So nahm sie bildhaft „im Einsinken in das Wasser der eigenen Seele“, ihr eigenes Sterben vorweg, wachträumte es voraus und bereitete sich darüber ihren Weg.

*ode an das wasser
fließendes wasser
blaues meer
in dunkelheit
getauchte
unbekannte
schwester wasser
aus dem bach
säuselt mir
das leben zu
ich wurde aus wasser
bin wasserhaft geworden
werde einst ohne wasser
als ein staubkorn erde
wassergetragen
ins unendliche meer
der ewigkeit versunken sein.*

(Silke Meinert, nach dem Sonnengesang des hl. Franz von Assisi)



*Schau mit barmherzigen Blicken
ins Wasser im Teich, Bach und See,
Fluss und Meer. All das ist Leben
von deinem Leben.*

Konrad Pfaff

Mein Sterben

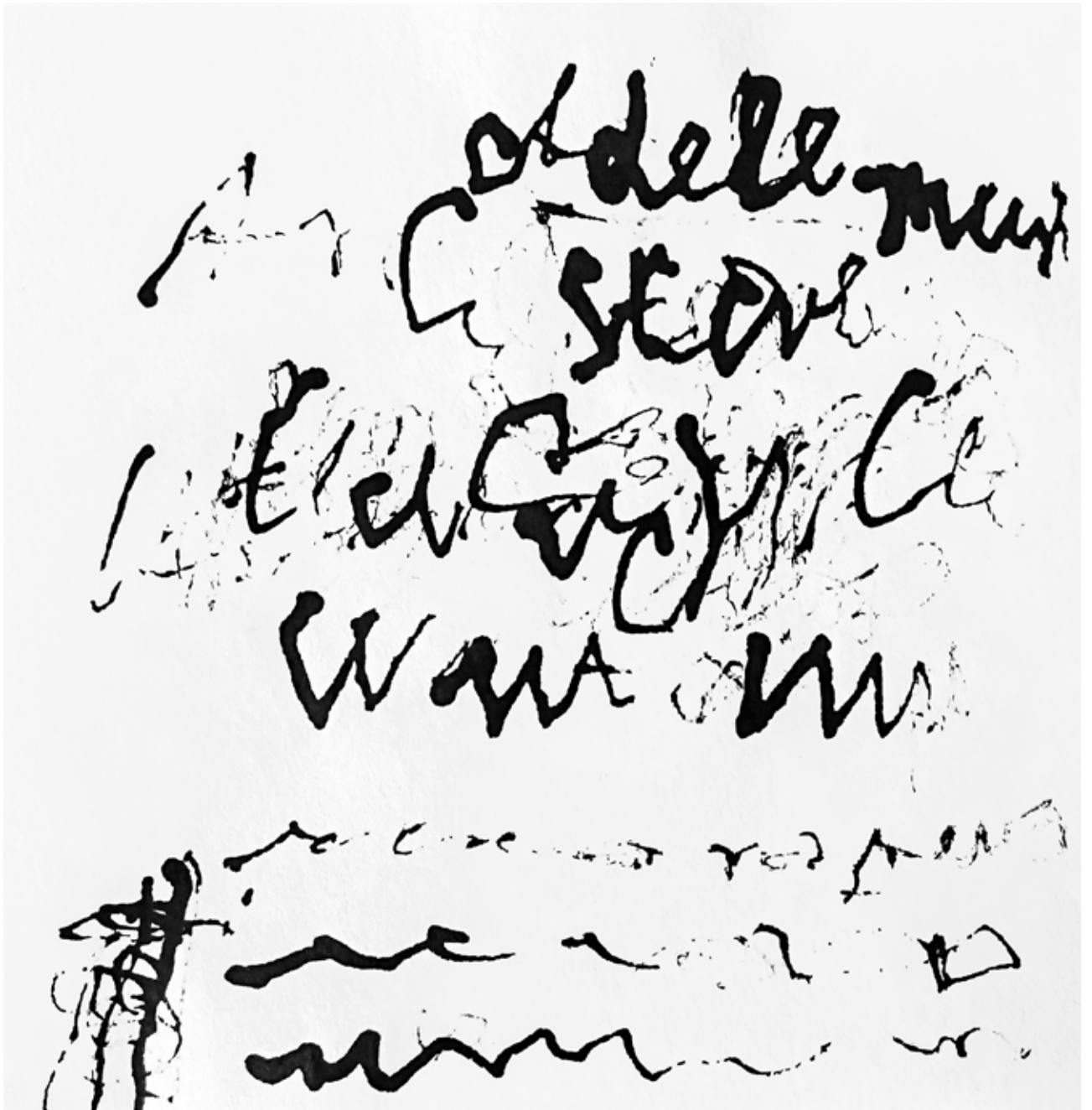
(An Adele... mein Sterben... wann)

Eine etwa 80jährige Dame, Bewohnerin eines Seniorenheimes, kam stationär zur Kunsttherapie. Sie hatte vor wenigen Tagen erfahren, dass ihr Leben aufgrund einer fortgeschrittenen Krebserkrankung bald enden würde. Sie hatte nicht damit gerechnet, hatte sich gerade gut eingelebt im Seniorenheim und diese Nachricht erschütterte sie zutiefst. Nachdem einige Teilnehmer*innen des Malkreises über ihre aktuelle Befindlichkeit sprachen, sagte sie nur sehr leise: „...und ich werde bald sterben!“

Sie wählte für sich die Farbe Schwarz und begann mit dem Pinsel zu schreiben, brachte mit ernster Traurigkeit und mitsamt all ihrer Gefühlskraft ihren bevorstehenden Tod zum Ausdruck. Das geschriebene Bild erscheint in hartem Kontrast von Schwarz auf Weiß, wie ein lauter Schrei hinein in diese Welt. An Adele ist dieser letzte Brief gerichtet. Ihr schreibe ich diese tragische Nachricht. Wer ist Adele? Eine liebste Freundin, nahe Verwandte, sie selbst, der sie schrieb, um zu realisieren, zu begreifen, was da nun mit ihr geschieht, geschehen wird? Auch ich die Rezipientin bin Adele, die hart konfrontiert ist mit ihrem bald sterben müssen, gar mit dem eigenen Tod irgendwann, der doch in mir selber noch schläft - wie lange?

Ich sehe das zarte Antlitz der Malerin wieder vor mir, ihren offenen vertrauensvollen Blick, spüre ihr grenzenloses Todesentsetzen, das sie so sehr würdigt in diesem Augenblick der Offenheit und Preisgabe ihrer selbst im Mal- und Gruppenprozess. Sie sah ihr Bild später nicht mehr gern an, hatte sie doch offenbar ihre grenzwertigste Erfahrung darin zum Ausdruck gebracht, das konkrete Wissen um den nahen eigenen bevorstehenden Tod und ihre Erschütterung darüber. Das war ihr wohl genug. Sie gab es gern an ihre auf sie wartende Tochter ab. Das Ausdruckswerk, in eine Art Briefform gebracht, doch wohl verschlüsselt die Zeichen, klagend, mit letzter schwarzer Farbe nervös aufs Blatt gekritzelt.

Gibt es die Erlaubnis im Alltag, die eigene Tragödie des Sterben Müssens wahrhaft empfinden zu dürfen? Wer hält die Frage nach dem nahenden Wann mit aus, ohne dann mitunter doch in Versuchung zu geraten banal zu beschwichtigen oder gar unsensibel abzuwehren? Das eigene Bild jedoch ging mit ihr, dämpfte ihr ihre Bodenlosigkeit, in der sie sich emotional befunden haben mochte, milderte ihr damit zunächst bestenfalls das Erschrecken. In mir als Bildbetrachterin lässt es ein Gespür dafür zurück, wie es jemandem ergeht, „dem sehr plötzlich der eigene Tod gesagt wird“. Unaussprechbare Trauer, Ohnmacht, Angst und Besorgnis, all die schmerzenden Gefühle von Verzweiflung visuell mit ge-teilt. Lernen dürfen diejenigen, denen sich so eine existenzielle Wahrnehmung des Abschieds eines anderen Menschen von seinem Leben teilhabend öffnet. Für ihre Tochter war das Bild ein kostbares Geschenk, das sie sehr wertschätzte und dies ihrer Mutter so auch kommunizierte. Sie nahm es mit zu sich nach Hause und hatte bereits einen festen Platz in ihrem Wohnraum dafür vorgesehen.



*„Lerne die Trauer, Wehklage und Verzweiflung
wie die Liebe, Zärtlichkeit und Glückseligkeit.
Lass dich innen im Seelenraum nicht erdrücken, drücke dich selber aus.“*

(Konrad Pfaff, Trauer, Anklage, Zorn, Aachen 2004, S.1)

Literatur

Berger, John, 1996, Schritte zu einer kleinen Theorie der Sichtbarkeit, Ostfildern.

Cabobianco, Flavio M., 1994 (1991), Ich komm´ aus der Sonne, Seeon.

Claudiel, Philippe, 2007, Monsieur Linh und die Gabe der Hoffnung, Hamburg.

Gruber, Harald/Reichelt, Stefan (Hrsg.), 2016, Kunsttherapie in der Palliativmedizin, Berlin.

Gösken, Eva, 2003, Die Hüterin der Verwandlungen. Über das Schöpferische in der Trauer, Oberhausen.

Juarroz, Roberto, 1997 (1992), Poesie und Wirklichkeit, Köln.

Jung, C.G., 1971, Bewußtes und Unbewußtes. Beiträge zur Psychologie, Frankfurt am Main.

Krenn, Stephanie, 1998, Und mein Herz singt, Düsseldorf.

Krenn, Stephanie, 2002, Das Herz aber übersteigt uns..., Düsseldorf.

Krenn, Stephanie, 2006 (1998), Die Sprache der Sterbenden, in: Glaub an Dich, Vorträge, Aachen.

Krenn, Stephanie, 2006, Vergänglichkeit und Wandel – Leben und Tod, in: Glaub an Dich, Vorträge, Aachen.

Krenn, Stephanie, 2006, Die Kreativität des Seins in uns. Gedanken über den über sich hinausweisenden Menschen, in: Glaub an Dich, Vorträge, Aachen.

Kunze, Rainer, 2003, Wo wir zu Hause das Salz haben. Nachdichtungen, Frankfurt am Main.

Meinert, Silke, (Hrsg.), 2010, Stephanie Lillotte, Erdungen. Mit begleitenden Reflexionen von **Konrad Pfaff**, Dortmund.

Meinert, Silke, 2011, Im Konflikt ein moderner Mensch zu sein. Die emotive Kunsttherapie als sozio-therapeutisches Lernmodell, in: Schweizer Forum für Kunsttherapie, Heft 2, Chur.

Meinert, Silke, 2012, Heilsamer Ausdruck. Emotive Kunsttherapie in der Onkologie, in: Schweizer Forum für Kunsttherapie, Heft 2, Chur.

Pfaff, Konrad, 2004, Erinnerungen an und Texte von Matthias, (Doppelband), Mainz.

Pfaff, Konrad, 2004, Trauer Anklage Zorn, Aachen.

Pfaff, Konrad / Gösken, Eva, 2005, Trauer-Wehklage-Verzweiflung-Liebe-Anklage-Wut: Ein dialogischer Vortrag, Mainz.

Pfaff Konrad / Meinert, Silke, 2011, Du Selbst – Evolution, Natur und Tier. Ein Lese- und Bilderbuch zu einem neuen Lebensgefühl. Dortmund

Pfaff, Matthias, 1988, Das Prinzip der Komplementarität als Versöhnung von wissenschaftlicher und poetischer Vernunft, Dortmund

Radin, Paul / Kerényi, Karl / Jung, C.G., 1954, Der göttliche Schelm, Zürich

Weber, Wolfgang und Ingeborg, 1983, Auf den Spuren des göttlichen Schelms, Stuttgart-Bad Cannstatt

Die Autorin

Dr. phil. Silke Meinert

Diplom-Pädagogin, Diplom-Designerin, Kunst- und Ausdruckstherapeutin, Gestalttherapie
(Institut für ästhetische Heilerfahrung)
www.aesthetische-heilerfahrung.de

Mit freundlicher Unterstützung:

Hospiz- und Palliativförderverein Recklinghausen e.V.

 **Sparkasse**
Vest Recklinghausen